

stadtgarten / frankfurt: grünplanung gestern und heute / inseln im häusermeer / genormtes grün / siedlungsgrün / schulgärten und volksparks / gärten für und in massen / selbstversorger / wachstumsprognosen



in dieser ausgabe

03 editorial

C. Julius Reinsberg, M.A.

04 thema

Was die Grünplanung für das Innovationsquartier mit Ernst May zu tun hat

Stadtrat Mike Josef, Frankfurt am Main

08 thema

Das Kleingartenwesen in der Weimarer Republik: Innovative Reformpolitik zwischen Weltkrieg und Weltwirtschaftskrise

Dr. Hartwig Stein, Hamburg

12 thema

Genormtes Grün: Das Wirken des Gartenamtes für Kleingärten im Neuen Frankfurt

Dr. Claudia Quiring, Dresden

14 thema

Das Siedlungsgrün der Römerstadt – ein bemerkenswertes Konzept

Prof. Dr.-Ing. Grit Hottenträger, Geisenheim

16 thema

„Jedem Stadtteil sein Volkspark“ – Soziale Grüngestaltung in Frankfurt Anfang des 20. Jahrhunderts

Jutta Zwilling, M.A., Frankfurt am Main

19 thema

Gärten für und in Massen – Leberecht Migges „Grünpolitik“ zwischen Main und Nidda

Dr. Jörg Schilling, Hamburg

21 thema

Jedermann Selbstversorger!

„Urban gardening“ vor hundert Jahren

Von Dr. Christoph Mohr, Frankfurt am Main

23 thema

Wiederentdeckt: Teilnachlass

Leberecht Migges

Dr. Sophie v. Schwerin, Rapperswil



Das von Wilhelm Opatz entworfene Eingangsschild am Kleingarten der ernst-may-gesellschaft

24 thema

Wachstumsprognosen

Annika Sellmann, M.A.

26 thema

Rezepte für Selbstversorger

Dipl.-Ing. Gilbert Töteberg, Frankfurt am Main

27 thema

Kleingärten und Nationalsozialismus in Frankfurt am Main

Prof. Dr. rer. hort. habil. Gert Gröning, Berlin

31 thema

Kleine Gärten, große Rolle: Die Bedeutung der Kleingärten für eine vielfältige Rhein-Main-Region

Dr. Julia Krohmer, Frankfurt am Main

33 thema

Freiraum Loheland

Elisabeth Mollenhauer-Klüber, M. A., Loheland

36 ernst-may-gesellschaft

Ministervisite im Musterhaus

C. Julius Reinsberg, M.A.

37 ernst-may-gesellschaft

mayfest 2017

Dr. Peter Paul Schepp

38 nachrichten

39 impressum



Liebe Leserinnen und Leser,

vielleicht sind Sie überrascht, auf dieser Seite nicht wie gewohnt das Konterfei von Dr. Eckhard Herrel zu sehen. Daher erlauben Sie mir zunächst einige Hinweise in eigener Sache. Wie einige von Ihnen bereits wissen, hat Eckhard Herrel, langjähriger Vorsitzender der ernst-may-gesellschaft und Chefredakteur des maybriefs, nicht erneut für den Vorstand kandidiert und ist gleichzeitig auch aus dem Redaktionsteam ausgeschieden. Als neue geschäftsführende Vorstände wurden Peter Paul Schepp, Julius Reinsberg und Wolfgang Voigt von der Mitgliederversammlung bestellt. Wir danken Herrn Herrel herzlich für seine Arbeit und sein unermüdliches Engagement, ohne das die ernst-may-gesellschaft heute in dieser Form nicht existieren würde. Persönlich danke ich für die letzten Jahre der anregenden Zusammenarbeit in der Geschäftsstelle und im Vorstand, aus denen ich viel gelernt habe. Für das nächste Jahr planen wir eine angemessene Würdigung im Rahmen einer eigenen Veranstaltung.

Der neu formierte Vorstand ist jedoch nicht der einzige Umbruch in der Arbeit der ernst-may-gesellschaft. Unser Bestreben, eine externe Geschäftsstelle zu schaffen und damit das mayhaus rundum als Musterhaus erlebbar werden zu lassen, trägt endlich Früchte: Seit einigen Tagen liegt uns das Angebot der ABG Frankfurt Holding für ein Ladengeschäft in der Hadrianstraße 5 vor, das wir dank der finanziellen Unterstützung durch die Stadt Frankfurt ab 1. Oktober beziehen können. Dort werden wir in naher Zukunft auch das Forum Neues Frankfurt eröffnen, das mit Blick auf die bevorstehenden Jubiläen eine Anlaufstelle für museale und kulturelle Aktivitäten rund um das Neue Frankfurt bilden wird. Diesen neuen Aufgaben wird sich der nächste maybrief ausführlicher widmen.

Nun aber endlich auch zum Thema: Stadtgarten! 2017 war für die ernst-may-gesellschaft ein regelrechtes Gartenjahr. Unser Kleingarten vor den Bastionen der Römerstadt ist unter fachkundiger Anleitung des Landschaftsarchitekten Johannes Cox und unseres Gartenbeauftragten Gilbert Töteberg sowie

mit großzügiger Unterstützung der Gartenbaufirma Immo Herbst inzwischen nach den ursprünglichen Plänen rekonstruiert und bepflanzt worden. Darauf verweist auch das von Wilhelm Opatz entworfene Türschild, das die Formensprache des Neuen Frankfurt aufgreift.

Die vorliegende Ausgabe widmet sich aber nicht nur den Aktivitäten der ernst-may-gesellschaft. Im Gegenteil ist der thematische Teil des maybriefs diesmal so umfangreich, dass wir die vereinsbezogenen Rubriken auf wenige Seiten beschränken mussten: Dreizehn Fachbeiträge beleuchten Geschichte und Gegenwart des Kleingartens und des Urban gardenings – nicht nur, aber besonders in Frankfurt und der Rhein-Main-Region. Neben der Grünpolitik des Neuen Frankfurt und ihren maßgeblichen Projekten und Akteuren blicken wir auf die Frauensiedlung Loheland, die Geschichte des deutschen Kleingartenwesens und die geplanten neuen Stadtteile Frankfurts, die in der Konzeption Parallelen zum Neuen Frankfurt aufweisen.

Für die Redaktion war bei dieser maybrief-Ausgabe das Engagement von Annika Sellmann hochwillkommen, die als Gartenexpertin zahlreiche Ideen einbrachte. Demnächst wird sie als Volontärin am Museum Angewandte Kunst arbeiten. Wir freuen uns sehr mit ihr über diese tolle berufliche Chance. Als Nachfolgerin begrüßen wir in der Geschäftsstelle Christina Treutlein, die vielen von Ihnen als langjähriges aktives Mitglied der ernst-may-gesellschaft wohl bekannt ist.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre.

Ihr

C. Julius Reinsberg, Chefredakteur

Was die Grünplanung für das Innovationsquartier mit Ernst May zu tun hat

Von Mike Josef, Stadtrat, Frankfurt am Main

Wie zum Amtsantritt Ernst Mays im Jahr 1925 fehlt es in Frankfurt auch heute an Wohnraum. Mike Josef, seit 2016 Dezernent für Planen und Wohnen, sieht im Neuen Frankfurt ein Vorbild

Das Neue Frankfurt feiert in wenigen Jahren seinen 100. Geburtstag. Was zwischen 1925 und 1930 an Siedlungen, Freiräumen, städtischen Infrastrukturen eingebettet in wohldurchdachte strategische Planungen entstand, prägt bis heute das Gesicht unserer Stadt und hat Frankfurt wesentlich modernisiert.

Ein zentraler Aspekt des Neuen Frankfurt bestand darin, Siedlung und Freiraum eng verbunden zu planen und zu realisieren – und nicht als Gegensätze zu begreifen. Vom Straßenraum über den Vorgarten, das Wohnhaus, die Terrasse, den Garten mit Selbstversorgeranteil, den Kleingarten bis hin zum öffentlichen städtischen Landschaftsraum wurde der urbane Raum sorgfältig geplant und aufeinander abgestimmt. Es ging nicht nur darum, in kurzer Zeit in großem Umfang bezahlbaren und modernen Wohnraum zu errichten, sondern darum, qualitätvolle und gut nutzbare Räume zu schaffen.

Das Niddatalprojekt mit seinen geplanten Trabanten rund um den Landschaftsraum der im selben Zug begradigten Nidda kann als das Kernstück des Neuen Frankfurt verstanden werden: Die neuen Siedlungen wurden um einen zentralen Grünraum geplant, die Topographie und der neue Verlauf der Nidda prägten den Städtebau und den gesamten Raum. Mit den Bastionen in der Römerstadt entstanden gleichsam „Landschaftsbalkone“, die einen (auch im Wortsinn) gestalterisch überhöhten Bezug der Siedlungen zu den angrenzenden Freiflächen und Gärten herstellen.

Heute stehen wir vor vergleichbaren Herausforderungen wie zur Zeit des Neuen Frankfurt: Angesichts des Wachstums unserer Stadt müssen wir in Frankfurt in den kommenden Jahren sehr viele neue Wohnungen bauen, auch

ganze neue Stadtteile. Denn bereits heute fehlen uns rund 40.000 Wohnungen, bis 2030 wird für die Region Frankfurt Rhein/Main ein Neubaubedarf von über 180.000 Wohnungen prognostiziert.

Und auch heute wäre es kurzsichtig, günstiges Bauen um jeden Preis zu fordern, obwohl wir dringend neue Wohnungen errichten müssen. Wichtig ist vielmehr, das Wachstum unserer Stadt und der Region als Chance zu begreifen, um die Stadt, ihre verschiedenen Stadtteile und die Bezüge zu den Nachbarorten qualitativ weiter zu entwickeln. Dabei sollten wir unter dem Leitgedanken handeln, dass gute Wohnungen nicht teuer sein müssen. Wie bereits das Neue Frankfurt bewiesen hat, kommt es darauf an, durch gute Ideen und vernetzte Lösungen neue Qualitäten zu schaffen.

Frankfurt entwickelt sich derzeit an verschiedenen Stellen. In den bestehenden Stadtteilen werden Lücken bebaut, es wird aufgestockt, umgenutzt und Brachen werden wieder verwendet. Die Innenentwicklung und die Brachen reichen aber – wie zur Zeit des Neuen Frankfurts auch – nicht mehr aus. Nach Jahrzehnten der Konversion entwickeln wir jetzt neue Stadtteile am Stadtrand und auch auf Flächen, die bisher durch Gärten genutzt wurden. Der Grüngürtel, dessen Wurzeln bereits im Flächenverteilungsplan des Neuen Frankfurts liegen, bleibt dabei geschützt.

Die neue Außenentwicklung stellt an die Stadtplanung große Ansprüche. Neben nutzbaren Freiräumen haben auch Klimaschutz und ein angenehmes Kleinklima in den Stadtteilen heute wieder eine große Bedeutung. Die integrierte Betrachtung von Siedlungs- und Freiflächen gilt also in besonderem Maße.



Flächenverteilungsplan des Neuen Frankfurt
(Bilder: Dezernat IV, Planen und Wohnen)

Das geplante Innovationsquartier als Teil des gedachten Ernst-May-Viertels liegt östlich der Friedberger Landstraße, zwischen Günthersburg- und Wasserpark. Interessanterweise sind die Flächen des Innovationsquartiers bereits in dem von Ernst Mays Planungsteam entworfenen Flächenverteilungsplan als neue Wohnbaufläche ausgewiesen.

Dort werden nun auch Flächen bebaut werden, auf denen sich heute Gärten befinden. Die Entscheidung, diese Gärten zu bebauen, fällt uns nicht leicht. Sind sie doch im Sinne von Ernst May, Max Bromme und Leberecht Migge wohnungsnahen Orte der Freizeit und Erholung; allerdings fehlen in diesem Bereich bisher öffentlich nutzbare Grünflächen - beides Funktionen, die wir gerade in der wachsenden Stadt auch weiterhin brauchen. Es ist daher nicht sonderlich verwunderlich, dass die Planungen für das Innovationsquartier am Rande des Nordends von der Bürgerschaft kritisch begleitet und nicht nur befürwortet werden, denn es haben sich hier in den vergangenen 90 Jahren Nachbarschaften im Grünen entwickelt.

Angesichts der Herausforderung, auf dem Areal sowohl neue Wohnungen zu bauen als auch Orte der wohnungsnahen Erholung zu erhalten, haben wir die vorliegenden Planungen zum Innovationsquartier im vergangenen Jahr deutlich verändert. Um dem Ziel der „doppelten Innenentwicklung“ zu folgen (Stichwort: „Siedlung und Freiraum zusammen denken“ – ganz im Sinne Ernst Mays), wurde die Baufläche reduziert. Damit ermöglichen wir neben dem Bau von 1.300 bis 1.500 Wohnungen, einer neuen Grundschule und mehreren Kitas auch die landschaftliche Verknüpfung des Günthersburgparks mit dem Wasserpark, den Erhalt des Abenteuerspielplatzes und die Anlage von neuen, vielleicht auch gemeinschaftlichen Gärten in moderner Form – eingebettet in die öffentlichen Grün

räume. Der Günthersburgpark wird künftig nicht im Nordend enden, sondern in Form eines Gartenparks bis zum Wasserpark fortgesetzt. Durch die Öffnung von bisher privat genutzten Gärten entsteht so ein öffentlicher Park, wie er bereits im Flächenverteilungsplan des Neuen Frankfurt erkennbar war.

Beim städtebaulichen Entwurfsprozess folgen wir ebenfalls dem Leitbild der „doppelten Innenentwicklung“. Zum einen sollen die vorhandenen Bäume möglichst in die Bebauung integriert werden, zum anderen sollen auch neue Formen des wohnungsnahen Gärtnerns angeboten werden. Mit dem Modell des „gemeinschaftlichen Gärtnerns“ greifen wir den Gedanken des Neuen Frankfurt auf, dass in der verdichteten Stadt der Bezug



Das historische Niddatalprojekt



Luftbild des Innovationsquartiers

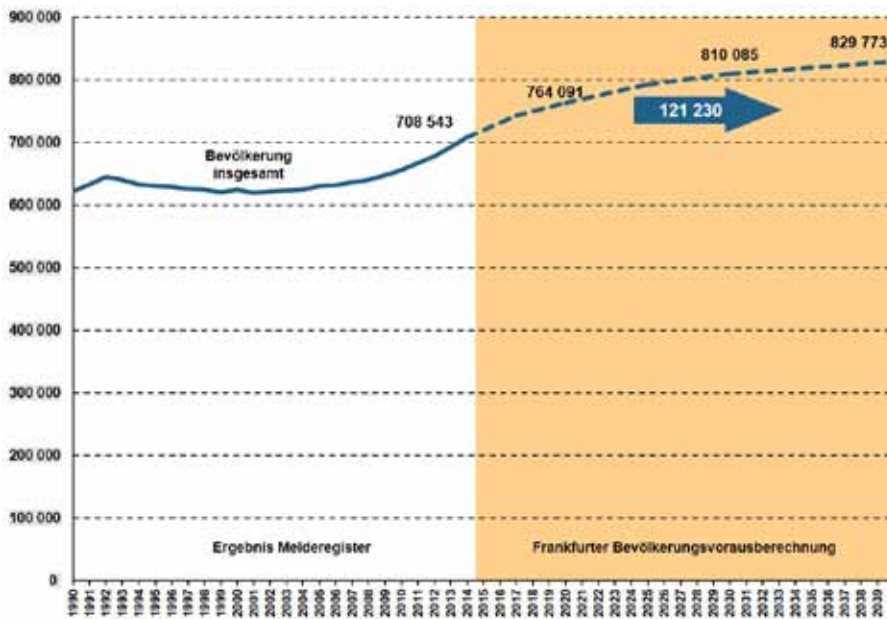


Diagramm Bevölkerungsentwicklung aus ISTEK

zum Boden, zum Grün wichtig ist, auch das eigene Gärtnern. Dass auch der Nutzer einer Mietwohnung die Möglichkeit haben soll, eigenes Obst und Gemüse anzubauen, Blumen zu pflanzen und im Grünen zu entspannen.

Mit dem Innovationsquartier möchten wir auch eine innovative Form der Entscheidungsfindung erproben: Um das Wissen und die Bedürfnisse der Frankfurterinnen und Frankfurter frühzeitig einzubeziehen, haben wir den Planungsprozess geöffnet. Die sechs Planungsteams (Stadt- und Landschaftsplaner) des laufenden wettbewerblichen Verfahrens mussten ihre ersten Ideen bereits nach zehn Tagen Bearbeitungszeit Ende Juni 2017 der Öffentlichkeit vorstellen und mit den interessierten Bürgern

diskutieren. Damit wurde gesichert, dass die Anregungen der Bürgerinnen und Bürger von den Planungsteams auch verarbeitet werden können.

Im Rahmen der Diskussion wurden vielfältige Hinweise formuliert. Bereits heute ist erkennbar, dass dieser Austausch zu einer Verbesserung der Planung beiträgt. Daher wird die Entscheidung für einen Entwurf ebenfalls erst nach öffentlicher Vorstellung und Diskussion erfolgen. Am 30. September 2017 werden die Planungsteams vormittags ihre Entwürfe im Planungsdezernat öffentlich vorstellen. Erst anschließend tagt das Preisgericht, um den Siegerentwurf zu küren.



Am 23. Juni 2017 tauschten sich Bürger und Planungsteams aus



Große Herausforderungen warten auf uns nicht nur im Innovationsquartier. Kürzlich haben wir beschlossen, dass Frankfurt einen neuen Stadtteil mit 8.000 bis 12.000 Wohnungen entwickeln wird. Auch hier kommt es darauf an, dass wir auf vorhandenem Wissen und guten alten Perspektiven und Strategien für Frankfurt und die Region aufbauen. Dass wir schauen, was wir vom Neuen Frankfurt auf heute übertragen können.

Um das vorhandene Know how zum Neuen Frankfurt zusammenzuführen, haben das Planungs- und das Kulturdezernat eine *Projektgruppe Neues Frankfurt* gestartet, an der neben Frankfurter Institutionen und Akteuren auch die ernst-may-gesellschaft aktiv mitwirkt. Neben Hinweisen, wie wir unsere Stadt auch im Sinne des Neuen Frankfurt weiterentwickeln können, haben wir mit der Projektgruppe zwei wichtige Ereignisse im Blick: 100 Jahre Bauhaus im Jahr 2019 und 100 Jahre Neues Frankfurt im Jahr 2025 - beides passende Ereignisse, um gute Beispiele aus Frankfurt zu präsentieren.

Der Autor

Mike Josef ist seit dem 15. Juli 2016 Dezernent für Planen und Wohnen der Stadt Frankfurt am Main. Geboren wurde er 1983 in Kameshly in Syrien. Als Teil der christlichen Minderheit verließ seine Familie 1987 das Land. An der Goethe-Universität Frankfurt absolvierte Josef von 2004 an das Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und Rechtswissenschaft und erwarb 2010 den Abschluss als Diplom-Politologe. Von 2011 bis zu seiner Wahl in den Magistrat war er Stadtverordneter der SPD-Fraktion im Frankfurter Römer und arbeitete als Organisationssekretär beim DGB in Südosthessen. Seit 2013 ist Mike Josef Vorsitzender der Frankfurter SPD.



Das Kleingartenwesen in der Weimarer Republik: Innovative Reformpolitik zwischen Weltkrieg und Weltwirtschaftskrise

Von Dr. Hartwig Stein, Hamburg

Der Schrebergarten blickt auf eine lange Geschichte zurück. Wesentlich für den Siegeszug des Modells waren die Bruch Erfahrungen des Ersten Weltkriegs

Wie alle Geschichten hat auch das deutsche Kleingartenwesen eine Vorgeschichte, die zum Teil auf die wohlfahrtspolizeilichen Reformbestrebungen des Spätabsolutismus, vor allem aber auf die landesherrliche und stadträtliche Vergabe von Armengärten zur Linderung des Pauperismus zurückgeht. Auch wenn manche dieser Initiativen wie etwa in Schleswig-Holstein in der späteren Kleingärtnerbewegung aufgingen, blieben die meisten lokale Strohfeuer, die ebenso schnell wieder erloschen, wie sie entfacht worden waren.

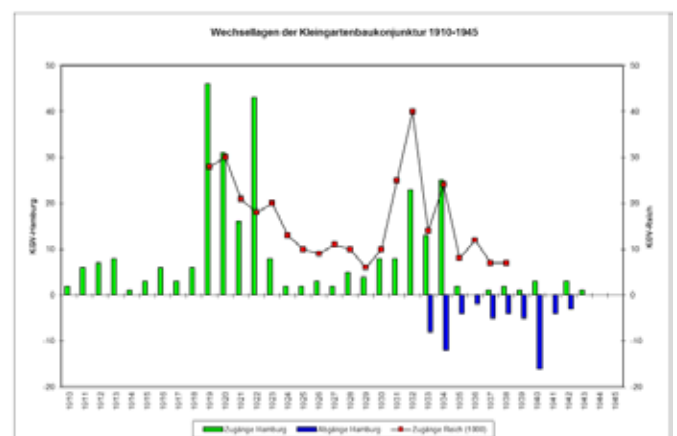
Massencharakter gewann die Kleingärtnerbewegung daher erst im Zuge der miteinander verschränkten Säkular Trends von Industrialisierung, Landflucht und Großstadtbildung. Im Zeichen der damals herrschenden manchesterliberalen Bau- und Bodenfreiheit entstanden in ihrem Gefolge fast überall wahllos hochgezogene, allein durch die Baublöcke beschränkte Massenquartiere ohne Freiraumausstattung, die die neuen großstädtischen Unterschichten mit dem Industrieproletariat als Kern in sanitär fragwürdigen, zum Teil menschenunwürdigen Mietskasernen zusammenpferchten.

Die ersten Kleingärtner waren denn auch vielfach ländliche Zuwanderer, denen Feld- und Gartenbau von Kindheit an vertraut waren. Für sie stellte der Garten ein Stück Heimat in der Fremde dar, der ihnen die Möglichkeit bot, den mit dem Umzug verbundenen Kulturschock leichter zu bewältigen. So wie der Auswanderer eine Handvoll Heimat Erde mit in die Fremde nahm, pachteten diese Binnenwanderer einen Stadtgarten, der als „grünes Zimmer“ der Mietwohnung fungierte und nicht zuletzt zur Selbstversorgung mit Frischkost diente.

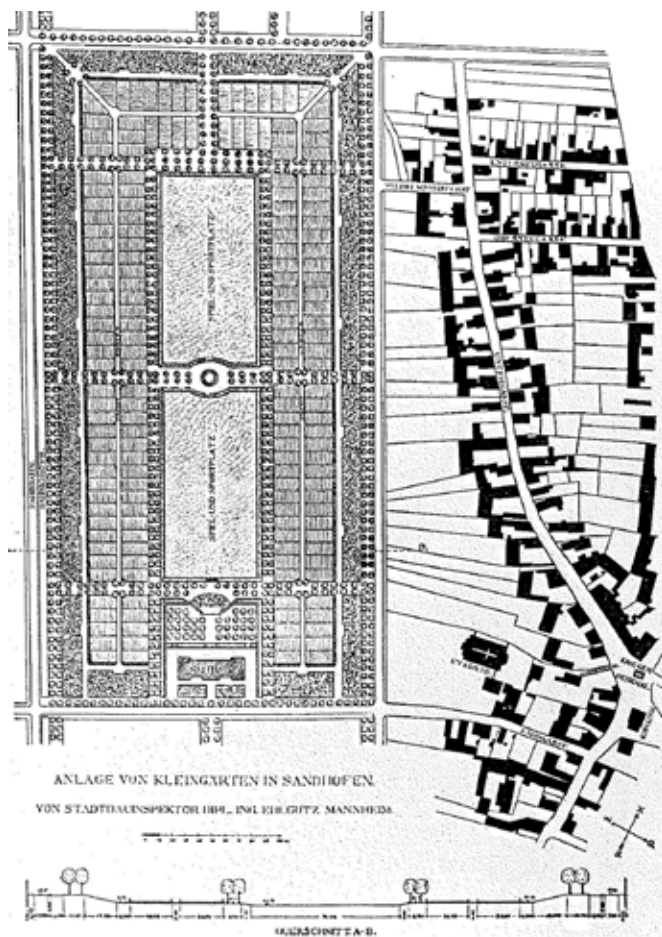
Wie eng das Kleingartenwesen mit Industrialisierung und Urbanisierung verknüpft war, zeigte die Dokumentation, die die Zentralstelle für Volkswohlfahrt 1912 veröffentlichte. Ihr zufolge lagen die Haupteinzugsgebiete der Laubenkolonisation in den damaligen Bundesstaaten beziehungsweise preußischen Provinzen Berlin, Bran-

denburg, Bremen, Hamburg, Hannover, Hessen, den beiden Sachsen und Schleswig-Holstein. Ausgesprochene Schwerpunkte bildeten durchweg die Großstädte, unter ihnen die Laubenpiepermetropole Berlin, die „Schreberstadt“ Leipzig, Bremen, Dresden, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt am Main, Hamburg, Hannover, Kassel, Kiel, Köln, Magdeburg, Mannheim, Neukölln und Wiesbaden. Die Laubenkolonien konzentrierten sich damit auf die bekannten Pionier räume der deutschen Industrialisierung zwischen Rhein, Main und Elbe sowie das Berliner und das sächsische Industriegebiet.

Nationale Bedeutung und politische Anerkennung erlangte die Bewegung allerdings erst im Gefolge der landesweiten Garten- und Feldoffensive des Ersten Weltkrieges, die die Kleingärten erstmals zum alternativ-ökonomischen Kriegsschauplatz an der Heimatfront machte. Das Schaubild, dessen Graph die nationale und dessen Balkendiagramm die Hamburger Entwicklung wiedergibt, lässt diese antizyklische Krisendynamik der Kleingartenkonjunktur erkennen.



Wechsellagen der Kleingartenkonjunktur 1910 – 1945 (Grafik: Hartwig Stein)



Kleingartenanlage der Raumkunst von Hermann Ehlgötz. Mannheim 1918 (Bild: Hartwig Stein)

Nach der Novemberrevolution war es daher nationaler Konsens, dass die während des Krieges gewachsenen und geförderten Landnahmen der viel beschworenen kleinen Leute gesetzlich verankert und abgesichert werden mussten. Am 31.7.1919 verabschiedete die Weimarer Nationalversammlung daher mit überwältigender Mehrheit die Kleingarten- und Kleinpachtlandordnung (KGO) und schuf damit das erste deutsche Kleingartengesetz, das in West-Deutschland erst am 9.12.1982 durch das Bundeskleingartengesetz ersetzt werden sollte.

Obwohl die KGO keine Begriffsbestimmung des Kleingartens enthielt, begründete sie ein praktikables Schutzgesetz, das jedem nicht-gewerbmäßigen Kleingärtner – in Analogie zum Mieterschutz – eine starke Rechtsstellung einräumte, sofern seine Tätigkeit einen „ernährungs- und sozialpolitischen Zweck“ verfolgte. Diese Schutzfunktion kam vor allem in drei Vorschriften zum Ausdruck: einer staatlichen Ermächtigung zur Festlegung der örtlichen Pachtpreisgrenzen, einem weitgehenden Kündigungsschutz und dem sogenannten Generalpächterprivileg, das Untervermietungen von Kleingartenland nur noch durch Anstalten beziehungsweise Körperschaften des öffentlichen Rechts oder gemeinnützigen Organisationen zur Förderung des Kleingartenwesens erlaubte.

Die Durchführung der KGO war Ländersache, führte aber durchweg zu analogen Kooperationsmodellen zwischen der Behörde und den Interessenorganisationen von Verpächtern und Pächtern. Auf Seiten der Verwaltung entstanden in diesem Rahmen Kleingartenämter und ernst-may-gesellschaft e.V.

als informelle Foren repräsentative und sachkundige Kleingartenbeiräte, mancherorts auch Schlichtungsstellen für Pachtstreitigkeiten, die frühe Formen der Moderation institutionalisierten.

Der Leiter der Hamburger Kleingartendienststelle, Diplom-Gartenbaumeister Karl Georg Rosenbaum, hat den hohen gesellschaftspolitischen Wert, den man dem Kleingartenwesen zumaß, 1923 anschaulich zusammengefasst: „Der luft- und lichtentwöhnte Großstädter findet in seinem Garten das notwendige Gegengewicht gegen die Fabrik- und Kontorarbeit. Er ist in seiner Freizeit dem Wirtshaus, der Agitation entzogen. Er schafft über die vorgeschriebenen 8 Stunden hinaus nützliche Arbeit. Er hat einen ‚Besitz‘ und hierdurch Achtung vor dem Besitz des Nächsten. Er kommt zurück zur Scholle, und das abhandengekommene Heimatgefühl lebt wieder auf. Er sieht das Werden und Vergehen der Natur, sein Sinn wird höheren Dingen zugewandt. Das Zusammenwirken der verschiedenen Ständen angehörigen Kleingärtner bahnt eine Annäherung der heute sich schroff befehdenden Berufsgruppen an, dadurch Minderung des Klassengegensatzes und Rückkehr zur Erkenntnis der Nächstenliebe zeitigend.“

Das Gegenstück zur Verwaltung bildeten die Kleingärtner und ihre höchst unterschiedlichen Zusammenschlüsse, die nun gesetzlich gezwungen waren, sich in der Rechtsform eingetragener Ideal-Vereine zu konstituieren. Zwischen 1919 und 1922 kam es deshalb zu einer fulminanten Um-Gründungswelle, die ihre Expansion im Zuge des Kriegsgemüsebaus nachträglich regulierte. Zugleich erfolgte am 14.8.1921 unter maßgeblicher Mitwirkung des Mainfrankfurter Mittelelschuldirektors Heinrich Förster die Gründung des gemeinnützigen Reichsverbandes der Kleingartenvereine Deutschlands (RVKD), der die bisher bestehenden Verbände auf nationaler Ebene vereinigte.

Wie sehr die Kleingärtner die KGO freilich begrüßen mochten, ihr größter Herzenswunsch blieb unerfüllt: die Absicherung der Kleingartenkolonien im Bebauungsplan. Das lag zunächst am Wildwuchs



Hamburger „Hexenhaus“ der 1920er Jahre (Foto: Sammlung Horst Benzin)

der Kriegsgemüsebauflächen, der unter keinen Umständen festgeschrieben werden durfte, wollten die Kommunen nicht auf jede zukunftsorientierte Stadt- und Wohnungsbauplanung verzichten. Nicht minder gravierend war die Zerrüttung der öffentlichen Finanzen aufgrund der unsoliden Kriegsfinanzierung mithilfe von Staatsanleihen und die ihr folgende Hyperinflation, die die Gestaltungsmöglichkeiten der Gemeinden stark einschränkte und zumeist auf den Neubau von Wohnungen verwies, um die akute Wohnungsnot der Nachkriegszeit zu beheben. So blieb Kommunalpolitikern, Baumeistern, Gartenarchitekten und Stadtplanern allenthalben nur ein relativ kurzer Zeitraum und ein nicht minder knapper Finanzrahmen, um die Integration von Dauerkleingärten beispielhaft zu realisieren und ihr einen ersten, möglichst überzeugenden Schub zu verleihen.

Im Zeichen des schon im Kaiserreich aufgekommenen Neuen Bauens und der mit ihm bald verbundenen Raumkunst im Freien, die bereits 1907 auf der Mannheimer Gartenbauausstellung mit ihrem architektonischen Aufbau geometrisch strukturierter Gartenräume ein erstes Signal zur Ablösung des landschaftlichen Stils der Lenné-Mayerschen Schule gegeben hatte, entstanden in der Weimarer Zeit verschiedene mustergültige Ideen einer Integration von Stadtplanung, Wohnungsbau und Dauerkleingarten. Als Beispiele mögen der Stadtentwicklungsplan Kiels von Leberecht Migge und Willy Hahn, der Generalbebauungsplan Fritz Schumachers für Köln und die Bau- und Grünpolitik des Neuen Frankfurt unter Federführung von Ernst May dienen.

Die Besitzer eines solchen Architektengartens mit Typenlaube waren freilich alles andere als repräsentativ für die damaligen Kolonisten. Das lag zunächst daran, dass die Gärten Seltenheitswert besaßen und obendrein teuer waren, da die Laube in der Regel gekauft werden musste. Das machte die Dauerparzellen ebenso wie die Wohnungen des Neuen Bauens zu einem vergleichsweise exklusiven Einzugsbereich, von dem die große Mehrheit der Kleingärtner nur träumen konnte. Das Berufsprofil der rund 400.000 Parzellenbesitzer des RVKD wies nämlich selbst 1926, also Mitte der „Goldenen Zwanziger“, 57% Arbeiter, 15% Unterbeamte, 11% Angestellte, 8% kleine Gewerbetreibende und etwa 7% Klein- und Sozialrentner aus, unter denen sich je nach Landesverband zwischen 9 und 19% Arbeitslose sowie 11 bis 25% Kurzarbeiter befanden.

Ein weiterer Vorbehalt betraf die mit den Dauergärten verbundene Standardisierung, die den Kolonisten einen guten Teil ihrer traditionellen Gestaltungsfreiheit raubte. Die offizielle Kritik an „Budenzauber und Wildwest“ mit ihren „schwarzen Laubenungeheuern“ verkannte jedenfalls die naheliegende Möglichkeit, dass diese Ritterburgen, Hexenhäuschen oder Miniaturalpen mit Vierwaldstädter Seen auch als Ausdruck künstlerischer Freiheit und Selbstbestimmung gedeutet werden konnten. Auf jeden Fall stand die gewünschte propagandistische Außenwirkung der Architektengärten fast überall in einem starken Gegensatz zu ihrer laubenkolonialen Binnenwirkung. Die 1926 im Rahmen von Notstandsarbeiten erstellten



Wunschbild Dauergarten: Hamburger Demonstration am 14.09.1929 (Foto: Sammlung Horst Benzin)

Mustergärten im Hamburger Hammer Park verfehlten ihren pädagogischen Zweck jedenfalls vollkommen, da der großen Mehrheit der Besucher ausgerechnet der vom Kleingartenamt eingerichtete „Gegenbeispielgarten“ mit Abstand am besten gefiel.

Ungeachtet dieser Vorbehalte und anderer, hier nicht thematisierter Probleme war die Kleingartenpolitik in der Weimarer Republik nicht nur während ihrer eigenen, kurz bemessenen Zeit erstaunlich erfolgreich, sondern auch maßstabgebend im Hinblick auf die dauerhafte Gestaltung und Verwaltung der Kolonien in der Zukunft. Das betraf zum einen ihre rechtliche Regulierung durch die KGO und ihre administrative Umsetzung in den Ländern einschließlich der mit ihr verbundenen demokratischen Mitwirkung selbstverwalteter Idealvereine. Zum anderen wurde eine planerisch, konstruktiv und ästhetisch gleichermaßen beeindruckende Integration in Stadtbild und Baublock verwirklicht. Beide wurden nach dem Kulturbruch der NS-Diktatur, der auch ein Hortikulturbruch war, in den Westzonen und der späteren Bundesrepublik mit Erfolg wieder aufgegriffen und nach der „Wende“ auch in den neuen Bundesländern eingeführt.

Zum Weiterlesen

Hartwig Stein, *Inseln im Häusermeer*.

Eine Kulturgeschichte des deutschen Kleingartenwesens bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs.

Reichsweite Tendenzen und Groß-Hamburger Entwicklung, 2. korrigierte Auflage, Frankfurt am Main / Berlin / Bern / Bruxelles / NewYork / Oxford / Wien (2000).

Der Autor

Hartwig Stein ist promovierter Historiker und Lehrer für Geschichte und Politik im Ruhestand. Er legte verschiedene Publikationen zur Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts vor. 1999 erhielt er für seine Dissertation *Inseln im Häusermeer* den Bundeskleingartenpreis des Bundesverbandes Deutscher Gartenfreunde.



Seit über 35 Jahren

Wenn es schön und grün werden soll

Mit mehr als 35 Jahren an Erfahrung garantieren wir unseren Kunden die professionelle Ausführung jedes Bauvorhabens – nicht nur beim Neubau, sondern auch in der Werterhaltung und Pflege.

Mit diesen Geschäftsbereichen decken wir die volle Breite des Garten- und Landschaftsbaus ab:

- **Abbruch und Rückbau**
- **Baumpflege**
- **Bau-Service**
- **Dach- und Innenraumbegrünung**
- **Garten- und Landschaftsbau**
- **Hausgärten**
- **Objekt-Service**
- **Straßen- und Tiefbau**
- **Umwelt-Service**

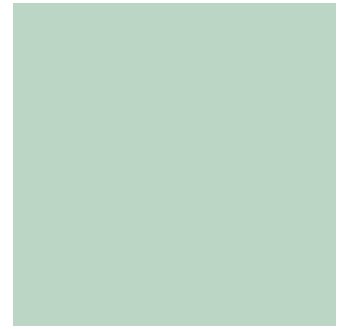
Um alles aus einer Hand anbieten zu können, verfügen wir auch über eine Baumschule mit Verkaufsgarten im Frankfurter Stadtteil Sindlingen.

Wir sind gerne für Sie da!
Rufen Sie an oder schreiben Sie uns:

Immo Herbst GmbH
Silostraße 54 – 58
65929 Frankfurt am Main

Telefon: 069 30833-0
E-Mail: info@immo-herbst.de

ernst-may-gesellschaft e.V.



Genormtes Grün: Das Wirken des Gartenamtes für Kleingärten im Neuen Frankfurt

Von Dr. Claudia Quiring, Dresden

Das Kleingartenwesen war ein wesentlicher Bestandteil der Siedlungen des Neuen Frankfurt. In der Stadtverwaltung zeichnete Gartenbaudirektor Max Bromme dafür verantwortlich

1921 wurde in Frankfurt erstmals eine mit dem Hochbauamt verbundene, jedoch selbständige „Deputation für Kleingartenbau und Kleintierzuchtwesen“ eingerichtet. Unter Ernst Mays Ägide kam das „Garten- und Friedhofswesen“ dann zum neu eingerichteten Siedlungsamt. Leiter blieb der seit 1912 in Frankfurt tätige Gartenarchitekt Max Bromme. Das Aufgabengebiet umfasste die „Bearbeitung der gesamten Freiflächenpolitik der Stadt Frankfurt im Zusammenhang mit der Abteilung Stadtplanung. Ausgestaltung des gartenkünstlerischen Teiles der Grünflächen und der Friedhöfe. Kleingartenwesen.“ Bereits 1928 konnte das Hochbauamt auf der *Plan-, Modell- und Bildschau des Reichsverbandes der Kleingartenvereine Deutschlands* in Berlin seine Tätigkeit umfangreich präsentieren: Die Kleingartenkolonien an der Homburger Landstraße, in Hedderheim und im Riederbruch, auf dem Lohrberg und Vorentwürfe für neue Kleingartenkolonien wurden gezeigt.

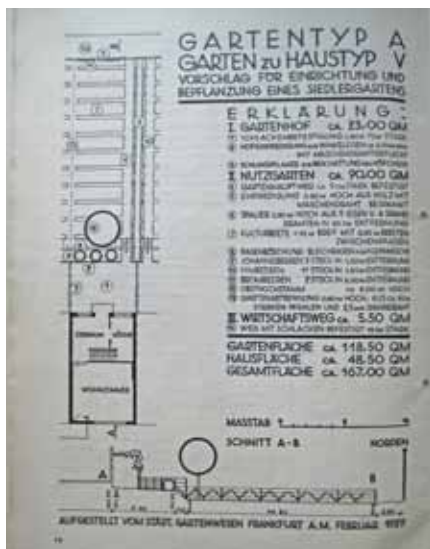
Die von May angestoßene umfangreiche Bautätigkeit ging jedoch zwangsläufig auch auf Kosten von Kleingartenland. May mahnte 1929 in der *Kleingartenwacht* die Gärtner zur Zusammenarbeit mit den Behörden und wies darauf hin, dass die Kleingartenanlagen nicht mehr „Inseln im Großstadtgetriebe“ darstellen könnten, sondern mit öffentlichen Wegen, Spiel-, Erholungs- und Ruheplätzen durchsetzt werden müssten, um ein Teil der Erholungsplätze für die Allgemeinheit zu werden. So sollten auch weitere Kreise en passant zum Gärtnern bekehrt werden.

Was dabei den Wohnungen die von Franz Schuster und Ferdinand Kramer entwickelten Möbel waren, war den Pachtgärten die von Margarete Schütte-Lihotzky entwickelte typisierte Laube mit genauestens berechneten Plätzen für Werkzeug, Kleidung und Fahrrad (!). Denn um die Gärten organisch mit der Stadt verwachsen zu lassen, mussten sie „nach klaren, wirtschaftlich und ästhetisch gleich befriedigenden Gesichtspunkten gestaltet“ werden, erläuterte May und versicherte, die hierfür erforderlichen Gartenlauben könnten „bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit“ entwickelt werden. So

gaben die zur Einfriedung verwendeten genormten Gittertore bald den Blick auf einheitlich grünblau gestrichene (zur optimalen Farbe gab es eine Erhebung), auf quadratischem Grundriss basierende, streng gereichte Gartenlauben frei. Eine Bildunterschrift im *Baumeister* lautete dementsprechend kurz und knapp: „Gartenhäuschen, Gitter und Türe, normiert.“



Normierte Tür eines Frankfurter Kleingartens im *Baumeister* 1929 (Foto: *Baumeister*)



Städtischer Bepflanzungsvorschlag,
(Foto: Institut für Stadtgeschichte)



Die Kleingärten
der Römerstadt,
(Foto: Institut für
Stadtgeschichte)

Für die Pacht- und Siedlungsgärten wurde vielfältig grüner Rat erteilt und die Gärtnernden auch tatkräftig unterstützt. So musste in der „Kleingarten-Dauer-Anlage-Römerstadt“ nicht lange überlegt werden, wo die drei oder vier zu pflanzenden Halbhochstämme zu platzieren seien: „Im Interesse der Verschönerung der Anlage“ bestimmte dies das Gartenamt. Im September, wenn es auf die Apfelernte zugeht, erhielten die Siedler weiteren Rat: Dank des „Rundfunks aus der Steckdose“ konnten sie problemlos zunächst den Ratschlägen der „Kochtante“ gegen aufgelaufene Gurken lauschen, bevor Garteningenieur Karl Hinze die möglicherweise entscheidenden Tipps vortrug: „Fünfzehn Minuten Ratschläge für den Gartenfreund – Der Apfelwickler.“

Die Käufer von Reichheimstätten in Praunheim erhielten vom Siedlungsamt vorab mit „den notwendigsten Einrichtungen“ versehene Gärten. Vermutlich hieß dies, wie es für den Riederwald und die Römerstadt dokumentiert ist, dass zur Erzielung einer einheitlichen Erstanlage der Siedlergärten die Umgrenzung der Gärten mit Hecken, die Anlage der Wege, die Einsaat des Rasens und das Pflanzen von Schlingpflanzen und Bäumen übernommen wurde. Die gesetzten Pflanzen durften dann nicht entfernt oder versetzt werden. Für jeden Haustyp gab es zudem Gartenaufteilungs- und Bepflanzungspläne, damit diese „folgerichtig“ weiter bepflanzt werden konnten und um die Garteninhaber vor Enttäuschungen zu bewahren, wie es im vom Siedlungsamt herausgegebenen Merkblatt hieß. Eine Beratungsstelle konnte zusätzlich noch kontaktiert werden. Im „Rahmen der alle Gärten beherrschenden Einheitlichkeit“ wurde dann freie Betätigung eingeräumt – jedoch nicht im Vorgarten, dort durften „keine besonderen Anpflanzungen“ vorgenommen werden.

All dies waren offensichtlich Reaktionen auf festgestellte Missstände: Im städtischen Anzeigenblatt erschien bereits im Februar 1929 „die baldige Verpflichtung eines Siedlungswartes dringend geboten“, ebenso die Einrichtung einer Gärtnerei, da sich die Pflege der Siedlergärten in Praunheim „als ungenügend erwiesen“ habe. Schnell war die Sache aber offensichtlich nicht zu regeln, denn noch im August 1930 warteten die Siedler auf einen Siedlungswart - für den sie allerdings bereits zahlen mussten: jährlich 8 RM, was zu recht stürmischen Verbalangriffen von Mietern gegenüber Stadtverordneten führte. Auch in Westhausen beschwerten sich die Mieter im folgenden Monat über Gartenangelegenheiten, hier jedoch über die auch zwei Monate nach Bezug noch nicht abgegrenzten Gärten, ernst-may-gesellschaft e.V.

wodurch niemand wisse, wo sein Garten ende und anfang. Eine Bepflanzung sei so kaum möglich.

Die Heranführung der Städter an die Gartenarbeit auf der einen, die Umsetzung der städtischen Gartenbauunternehmungen auf der anderen Seite gestalteten sich offensichtlich nicht ganz reibungslos. Von einem genossenschaftlichen Zusammenwirken der Gärtner zur Anschaffung von Großgeräten wie Beregnungsanlagen, wie May es empfahl – wohl von Leberecht Migge angeregt, der Mays eigenen Garten entworfen und den Einsatz solcher Großgeräte z. B. für Siedlungen in Celle vorgesehen hatte -, war man in Frankfurt Meilen entfernt. Da halfen auch die 1931 vom Siedlungsamt zur Verfügung gestellten Bewirtschaftungspläne für 400 qm große Feldparzellen nicht, die zur Deckung des gesamten Bedarfs einer vierköpfigen Familie anleiteten. Doch der Trend ging in den nächsten Jahren zwangsläufig immer mehr zum Vollversorger, bald jedoch auch von Mitarbeitern des Siedlungsamtes in Blut und Boden-Vokabular vorgetragen.

Zum Weiterlesen

Evelyn Brockhoff, Christina Gräwe, Ulrike May, Claudia Quiring, Jörg Schilling, Wolfgang Voigt (Hrsg.): Akteure des Neuen Frankfurt. Biografien aus Architektur, Politik und Kultur (Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, 76). Frankfurt 2016.
Claudia Quiring, Wolfgang Voigt, Peter Cachola Schmal, Eckhard Herrel (Hrsg.): Ernst May (1886 – 1970). München / London / New York 2011.

Die Autorin

Die Autorin ist Mitglied des wiss. Beirats der ernst-may-gesellschaft und kuratierte die Ausstellung zu Ernst Mays Gesamtwerk am Deutschen Architekturmuseum (2011). Für die ernst-may-gesellschaft übernahm sie 2014 mit Helmut Grossmann den Pachtgarten, den sie bis 2015 betreute. Seit 2016 ist sie Kustodin für Baugeschichte und Stadtentwicklung am Stadtmuseum Dresden.



Das Siedlungsgrün der Römerstadt – ein bemerkenswertes Konzept

Von Prof. Dr.-Ing. Grit Hottenträger, Geisenheim

Die Grüngestaltung der Römerstadt vermag bis heute zu überzeugen. Die historische Freiflächenplanung von Leberecht Migge ist dabei vielerorts noch nachzuvollziehen

Die zahlreichen Groß-Siedlungen, die in den 1920er Jahren in Deutschlands Städten entstanden, knüpfen an Ideen der Gartenstadtbewegung an. So entstanden Wohnsiedlungen mit differenzierten Grünstrukturen und hoher Wohnqualität. Ein besonders interessantes Beispiel dieser Zeit ist die Römerstadt in Frankfurt am Main.

Die Römerstadt wurde von den Architekten May, Boehm und Bangert mit über 1.200 Mietwohnungen geplant und in den Jahren 1927/28 gebaut. Die Freiflächenplanung wird Leberecht Migge zugeschrieben, einem sehr bekannten Gartenarchitekten der Zeit. Von ihm sind Pflanzkonzepte für die Römerstadt in der Fachzeitschrift *Die Gartenschönheit* (Jg. 1928) publiziert.



Freiflächenplanung von Leberecht Migge
(Aus: *Die Gartenschönheit*, 1928, S. 48f.)

Das in Migges Plan dargestellte städtebaulich-freiraumplanerische Konzept wurde in dieser Form im Wesentlichen realisiert und ist heute noch prägend für die Siedlung. Das Freiflächensystem mit seinen öffentlichen Räumen und privaten Hausgärten ist ein typisches Beispiel für das Siedlungsgrün von Großsiedlungen der 1920er Jahre.

Kennzeichnend für die Zeit ist eine hohe Wertschätzung des Freiraums und die intensive Verbindung von Bebauung und Außenraum – und in diesem Fall auch der Landschaft. So orientiert sich bereits die städtebauliche Struktur an dem leichten Schwung des Naturraums der Nidda-Terrasse, deren Höhendifferenz zur Aue mit einer bis ca. 4 m hohen Stützmauer abgefangen wird.

Die öffentlichen Freiflächen der Römerstadt umfassen begrünte Straßenzüge sowie senkrecht zu den Straßen verlaufende Grünverbindungen, von Migge als „Promenaden“ bezeichnet. Auch war ursprünglich ein Spielplatz geplant, der heute nicht existiert. Die insgesamt sechs Grünverbindungen – in Migges Plan gut erkennbar – enden im Burgfeld am Rand der Nidda-Terrasse. Als Endpunkte sind Plätze, sog. Bastionen, ausgebildet, von denen man auch heute noch einen schönen Ausblick in die Aue genießen kann. Die Plätze sind heute mit (z.T. schon recht lückenhaften) Lindenrondells bepflanzt; sie waren in dem Konzept von Migge in dieser Form nicht vorgesehen.

Die Bepflanzung der Straßenräume unterstreicht in Migges Planung das städtebauliche Konzept. Die sehr dezidiert ausgewählten Pflanzenarten verleihen den Straßen jeweils einen eigenen Charakter und Identität. Migge hatte zunächst an der HAUPTerschließung im Norden der Siedlung Straßenbäume 1. Ordnung, *Acer platanoides* 'Schwedleri', als einfache und im westlichen Bereich sogar als doppelte Alleen vorgesehen. Sie sind heute nicht mehr erkennbar. Die „Hauptstraße nach Ginnheim“ (Hadrianstraße) sollte bei Migge asymmetrisch auf einer Seite mit einer Allee aus



Lindenpaare markieren die Durchgänge der „Promenaden“ (Fotos: Grit Hottenträger)



Alte (und nachgepflanzte) Blutpflaumen im Wechsel mit Zieräpfeln; sie entsprechen Migges Planung

Pyramidenpappeln und geschnittenen Ulmen, auf der anderen Seite mit Robinien bepflanzt werden. Vor einigen Jahren standen noch Teile von einfachen Pappelreihen, sie werden heute durch weniger windbruchgefährdete Säuleneichen ersetzt.

Bemerkenswert sind vor allem die kleineren Straßenräume zwischen den Reihenhäusern und Geschosswohnbauten, denn sie sind meist asymmetrisch angelegt: So befinden sich an der Nordseite des jeweiligen Straßenzugs breitere Vorgartenzonen (ca. 4–5 m breit), während an den Südseiten lediglich schmale Pflanzstreifen vorhanden sind. Migge erläutert sein Pflanzkonzept folgendermaßen: Die Grünverbindungen „werden mit ihrer hochgezogenen Ulmenhecke, mit unterpflanzten Rosen und eingebauten Sitzplätzen der ganzen Siedlung entsprechend Schmuck verleihen.“ Weiter heißt es über die Straßenräume: „Diesem Ziel dienen auch die Vorgärten, die als Wände im Norden [der Häuser; Erg. Verf.] Schatten vertragende Sträucher aufweisen, nach Süden hin breite Rasenflächen, die nach der Straße hin von niedrigen freien Blütenhecken begrenzt sind. Das Straßenbild wird insofern charakterisiert, als die etwas nüchternen geradlinigen Straßen und Bastionen durch quergestellte Pyramidenpappeln sowohl unterbrochen, als auch hervorgehoben werden.“ Tatsächlich sind heute noch große Bäume, wie Linden oder der Götterbaum, zu sehen, die die Querungen der „Promenaden“ markieren.

Migge sah in seinem Pflanzkonzept für jede Wohnstraße ein eigenes Gehölz oder einen Wechsel aus zwei Gehölzarten bzw. Sorten vor. Es waren in erster Linie Bäume 3. Ordnung. Insbesondere Zierkirschen und Zieräpfel sollten durch ihre Blüten und sehr schönen Herbstfärbungen die Straßenräume beleben. Eine große Vielfalt an Sorten sollte für Abwechslung in Laub und Habitus sorgen: So gab es grünes und rotes Laub, aufrechte Formen und Hängeformen und weitere.

Bei einem Spaziergang durch die Siedlung lassen sich heute noch etliche alte Gehölze erkennen. Auswahl und Pflanzweise weisen stark darauf hin, dass Migges Konzept (zumindest) in Teilen umgesetzt wurde, in manchen Bereichen ggf. auch in abgewandelter Form.

Die heute noch erkennbaren Reste einer sehr explizit ausgewählten Bepflanzung legen nahe, dass das ursprünglich umgesetzte Pflanzkonzept eine hohe gestalterische Qualität aufwies. Es wäre daher lohnenswert, diese Konzeption einer vertiefenden Betrachtung zu unterziehen und wissenschaftlich – auch unter dem Aspekt ihrer Denkmalwürdigkeit – zu untersuchen.

Zum Weiterlesen

Migge, Leberecht: Die Groß-Siedlung.
In: Die Gartenschönheit 1928, S. 50.
Dreyse, DW: May-Siedlungen. Frankfurt am Main 1997.

Die Autorin

Prof. Dr.-Ing. Grit Hottenträger ist seit 1996 Dozentin an der Hochschule Geisenheim (ehemals FH Wiesbaden). Sie lehrt Freiraumplanung und Geschichte der Gartenkunst/Gartendenkmalpflege. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Nutzung von Freiräumen (Keywords: Kinder, demographischer Wandel, Gender, Migrantinnen, Gesundheitsvorsorge) und Historisches Grün der 1950er/60er Jahre.



„Jedem Stadtteil sein Volkspark“ – soziale Grüngestaltung in Frankfurt Anfang des 20. Jahrhunderts

Von Jutta Zwilling, M.A., Frankfurt am Main

Neben den privaten Haus- und Kleingärten waren Volksparks ein entscheidender Faktor der Frankfurter Grünflächenplanung – auch vor dem Amtsantritt Ernst Mays

Mit dem allgegenwärtigen Diktum: „Alles besehen, nichts anfassen!“, das noch um 1900 quasi in allen städtischen Parkanlagen die Schilder „Betreten polizeilich verboten!“ einforderten, war es nach der Eröffnung von Frankfurts erstem Volkspark endlich vorbei. Auf Antrag des Magistrats beschlossen die Stadtverordneten am 7. Juni 1900 die „Anlage eines Spiel- und Sportplatzes am Fuß des Röderbergs [...], welcher so zu gestalten wäre, daß derselbe in Zusammenhang mit einem Schulpflanzengarten und öffentlichen Volksgarten gebracht werden könnte.“ Der 1902 zum Frankfurter Gartendirektor berufene Carl Heicke (1862–1938) plante die Anlage des ersten und lange Zeit auch größten Volksparks der Stadt: des Ostparks. Dabei konnte er auf Arbeiten seines Amtsvorgängers Andreas Weber (1832–1901) zurückgreifen.

Schon vor dem neu angelegten Ostpark hatte die Stadt mit dem 1891 erworbenen, ehemals den Rothschilds gehörenden Günthersburgpark, den Weber 1891/1892 zu einem Spielpark umgeformt hatte, erste Erfahrungen mit einer vor allem auf die Volksgesundheit der neuen Schicht der Arbeiter ausgerichteten Anlage gemacht. Sie sei „für die Bevölkerung des teilweise sehr eng bebauten Bornheimer Stadtteils [...] eine in gesundheitlicher Beziehung nicht hoch genug anzuschlagende Wohltat.“ Allerdings waren nicht sämtliche Wiesen freigegeben wie später beim Ostpark, sondern nur zwei an Stelle der abgetragenen Villa und des vormaligen Herrenhauses neu angelegte. Dazu kamen je ein Kinder- und Jugendspielplatz auf Kiesflächen.

War über Jahrhunderte die offene Landschaft außerhalb der Befestigungsmauern schnell erreichbar gewesen, zeichnete sich mit der rasanten Entwicklung zur Großstadt und der zunehmenden Verdichtung im Zeitalter der Industrialisierung ein bislang unbekannter Bedarf an ausge-

dehnten innerstädtischen Grünräumen mit Spiel- und Bewegungsmöglichkeiten für alle Altersstufen und Jahreszeiten ab, die wohnungsnah gelegen sein sollten. Was es in den USA mit dem New Yorker Central Park oder in Großbritannien mit dem Londoner Hyde Park schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts gab, sollte nach dem Willen von Bürgern und Politikern mit dem Ostpark nun auch für die Frankfurter entstehen: Keine vorwiegend nach ästhetischen Gesichtspunkten gestaltete gartenkünstlerische Anlage zum gesitteten Flanieren, sondern ein auf die veränderten Bedürfnisse der modernen urbanen Einwohnerschaft zugeschnittener Park mit Spiel- und Sportplätzen, großen, multifunktionalen sowie frei betretbaren Wiesen und Raum für größere Feste im Grünen.

Zu den Charakteristika der neu angelegten Frankfurter Volksparks gehörten Strauch- und Baumpflanzungen entlang des Parkrandes sowie der Verzicht auf Einfriedungen, um die Illusion einer weiten Landschaft zu erzeugen. Die Wege führten die Gartenarchitekten meist als breite geschwungene Rundwege um die großen Wiesen herum, die Baumgruppen belebten. Die jeweiligen landschaftlichen Voraussetzungen wussten sie geschickt einzubeziehen: Etwa im Ostpark, um aus dem versumpften Altarm des Mains einen Weiher zu formen, oder in Lohr- und Huthpark die Hanglage durch entsprechende Gestaltung für spektakuläre Blickbeziehungen zur Stadt zu nutzen. Im Brentanopark wurde die Nidda nicht nur als romantische Flusslandschaft in Szene gesetzt, sondern auch als Strandbad erschlossen, ebenso wie im Sommerhoffpark der Main.

Für die Gartenbaudirektoren waren die neuen Ansprüche zunächst befremdend. Weber bemerkte, „die Forderungen der Jetztzeit [ließen sich...] mit den ehemals freireichsstädtischen Prinzipien [...] nicht in Einklang bringen.“ Auch



Blick auf den Ostpark vom Röderberg



Spielpark am Peterstor im Anlagenring um 1927

Heicke erinnerte sich „an das Entsetzen, welches mich überkam, als mir zu ersten Male ernstlich nahegelegt wurde, [...] die Freigabe von Rasenflächen ins Auge zu fassen [...] So etwas schien einem zunächst undenkbar.“ Obwohl sich die Frankfurter Gartenbaudirektoren mit der Idee des Volksparks anfangs schwer taten, gehörte deren Planung bald zu ihren zentralen, rasch auch grundsätzlich akzeptierten und mit Leben erfüllten Aufgaben. Heicke gestaltete für Frankfurt nicht nur den Ostpark, sondern nahezu parallel auch den Huthpark (Entwürfe ab 1908) und den Lohrpark (Entwürfe ab 1905), beide in Seckbach, die bis heute rege als Sport- und Spielparks genutzt werden. Unterbrochen vom Ersten Weltkrieg lag deren Vervollständigung bei seinem Nachfolger Max Bromme (1878–1972). Heicke und Bromme gehörten nicht zuletzt als Gestalter der Volksparks zu den Reformern der urbanen Grünflächenplanung und setzten sich für eine gleichberechtigte Zusammenarbeit von Grünraumplanung und Städtebau ein, mit denen sie schon damals auf ein stadtumfassendes Grünsystem abzielten. Bromme zeigte sich 1927 schließlich völlig im Einklang mit der Forderung: „Jedem Stadtteil sein Volkspark.“

Nach dem Ostpark errichtete Frankfurt in rascher Folge weitere Volksparks. Überwiegend entstanden sie nicht neu, sondern konnten vielfach durch Ankauf oder Übereignung und Umgestaltung bestehender, meist im Landschaftsstil angelegter Privatgärten realisiert werden, deren Eigentümer sich – nach dem Ersten Weltkrieg durch Hyperinflation und Wirtschaftskrise ihren Wohlstand einbüßend –

von verwildernden Gärten trennen mussten. Die Stadt widersetzte sich mit der Übernahme dieser Gärten gezielt deren „Verschleuderung, baulicher und gewerblicher Ausschachtung.“ Zugleich fielen auf diese Weise zahlreiche kunstvoll angelegte Parks mit bedeutendem Baum- und Pflanzenbestand an die Kommune, die mit vergleichsweise geringen Eingriffen von der privaten auf eine deutlich intensivere, öffentliche Nutzung zu modifizieren und auf Dauer zu erhalten waren.

In den Wallanlagen gestaltete Bromme in diesem Kontext erste Spielgärten am Peterstor, am Allerheiligentor und am Friedberger Tor. Noch kurz vor dem Ersten Weltkrieg begann der Umbau des Holzhausenparks. Von dem ehemals 17 Hektar großen Schlosspark konnte die Stadt zwar nur 3,5 Hektar finanzieren – der Rest wurde schließlich mit Villen überbaut – aber mit Spielwiese und Weiher bietet der damals geschaffene „Stadtteil-Volkspark“ den Einwohnern des Nordends bis heute einen geschätzten Naherholungsraum.

Nach dem Ersten Weltkrieg kamen weitere zu Volksparks umfunktionierte Grünflächen hinzu. Als eine der bedeutendsten Erwerbungen kann der 1926 an die Stadt übergebene Brentanopark in Rödelheim gelten, den die Übernahme des Solmsparks 1935 in einen merklich vergrößerten zusammenhängenden Grünraum einband. Im Zusammenhang mit der Niddaregulierung erfuhr der Brentanopark bis Ende der 1920er Jahre eine grundlegende Umgestaltung: Entlang des Ufers entstand eine



Wettspiele der Schulen auf der großen Wiese im Ostpark um 1914

Promenade, ein Unterrichtspavillon – ähnlich den unter Stadtbaurat Ernst May hinzugefügten Unterständen in Ostpark und Huthpark – ergänzte den neuen Bezirksschulgarten. Nach grundlegender Überarbeitung bildete der westliche Parkteil das Strandbad. Schon May und Bromme planten Ende der 1920er Jahre in ihrem wegweisenden Freiflächenkonzept für Frankfurt einen dritten Grüngürtel, zu dessen Kernbereichen das Niddatal sowie der Brentanopark gehören sollten und den die Stadt nach jahrzehntelangen Bemühungen schließlich 1991 tatsächlich in erweiterter Form umsetzte.

Kaum bekannt ist der 1928 durch die Kommune übernommene, in nobler Lage am Mainufer des Gutleutviertels gelegene Sommerhoffpark. Aus diesem traditionsreichen Landschaftspark nahe des Westhafens machte die Stadt unter Erhalt des exotischen Baumbestands, aber mit Begradigung des Wegesystems, „ein kleines Paradies für Kinder der hier lebenden Arbeiterfamilien“ – mit Bezirksschulgarten, Planschbecken, Tummelwiese und Spielplätzen. Die frühere Floßrinne diente nun als Flussbad. Nach Zerstörung des Herrenhauses im Zweiten Weltkrieg errichtete die Arbeiterwohlfahrt dort ein Altersheim.

Entsprechend dem reformerischen Impetus des Neuen Frankfurt erhielten sowohl die bestehenden als auch die neuen Parks in der May-Ära nach Möglichkeit eine der architektonischen Moderne verpflichtete Ausstattung mit Pavillons, Sportlerumkleiden, Planschbecken, Sand- oder Strandbädern, Trinkbrunnen, Pergolen und Aussichtspunkten. Diese Elemente stehen heute in der Regel unter Denkmalschutz und prägten das Erscheinungsbild der Parks nachhaltig.

In vielen der heute als Volksparks genutzten Grünanlagen wie etwa dem Grüneburgpark, den der Eigentümer Albert von Goldschmidt-Rothschild 1935 unter dem Druck der nationalsozialistischen Verfolgung an die Stadt übereignen musste, oder dem Anlagenring blieb das Betreten der

Wiesen bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg verboten. Aber die Bedürfnisse der Bevölkerung ließen sich nicht auf Dauer einschränken. Deshalb sind heute sogar Wiesen in Teilbereichen des Bethmannparks oder des Palmengartens zum Lagern oder Spielen freigegeben. Große Neuschöpfungen nach 1945 stehen mit auf heutige Wünsche der Nutzer abgestimmten Angeboten in der Tradition des Ostparks als erstem richtigen Frankfurter Volkspark, wie etwa der 1962 eröffnete Volkspark Rebstock oder der ab 1990 auf dem ehemaligen BUGA-Gelände eingerichtete, aber schon um 1914 angedachte Volkspark Niddatal. Im 2012 sukzessive eröffneten Hafenpark mit Sport- und Wiesenband befindet sich eine Skate- und BMX-Anlage am Mainufer vor der Europäischen Zentralbank. Auch wenn es heute eher um das Grillen, Joggen oder Skaten geht statt um Tummelplätze und Licht- und Luftbäder: Die Grundidee eines frei zugänglichen grünen Naherholungs- und Bewegungsraums in Wohnungsnähe zu schaffen, ist geblieben.

Zum Weiterlesen

Brockhoff, Evelyn/Merk, Heidrun (Hrsg.): Frankfurter Parkgeschichten. AFGK Bd. 74. Frankfurt am Main 2014.
Koenigs, Tom (Hrsg.): Stadt-Parks. Urbane Natur in Frankfurt am Main. Frankfurt am Main/New York 1993.

Die Autorin

Jutta Zwilling ist Historikerin, Mitgründerin von „zeitsprung. Kontor für Geschichte“ (1995) und seit 2012 Alleininhaberin. Sie arbeitet bevorzugt als Autorin und Ausstellungskuratorin zu Themen der Frankfurter Stadt- und hessischen Regionalgeschichte. Seit Ende 2010 ist sie Pressesprecherin des Instituts für Stadtgeschichte, für das sie inzwischen drei Sonderausstellungen kuratierte, zuletzt 2016 „Vision und Verpflichtung. Frankfurts GrünGürtel“.



Gärten für und in Massen – Leberecht Migges „Grünpolitik“ zwischen Main und Nidda

Von Dr. Jörg Schilling, Hamburg

Die Grünflächenplanung des Neuen Frankfurt ist untrennbar mit dem Namen Leberecht Migge verbunden. Doch der Gartenarchitekt verhalf seinen Ideen nicht nur am Main zur Durchsetzung

Das Wirken des Gartenarchitekten und Publizisten Leberecht Migge in Frankfurt zwischen 1925 und 1932 ist – wie seine Person – schwierig einzuordnen. 1929 veröffentlichte er unter dem Titel *Grünpolitik der Stadt Frankfurt am Main* Auszüge aus einem Gutachten „für die kolonialisatorische Entwicklung der neuen Grossgemeinde“, in dem er die städtische Siedlungspolitik an die Nahrungsfrage koppeln und mit Hilfe einer Masse von Klein-, Erwerbs- und Schulgärten lösen wollte. Unabhängig von diesem zeitgeschichtlich bedingten Ansatz erfreuen sich Migges Überlegungen erneut großer Aktualität. Sie inspirieren Konzepte, die unter Begriffen wie „Urban gardening“ oder „Urbaner Landwirtschaft“ versuchen, die Herstellung, Verarbeitung und das Recycling der Lebensmittel zurück in die Stadt zu bringen.

Leberecht Migge wurde am 20. März 1881 in Danzig geboren. Von 1899–1901 besuchte er die Gärtnerlehranstalt in Oranienburg bei Berlin. 1902 zog es ihn nach Hamburg zur Landschaftsbaufirma Jacob Ochs, als deren künstlerischer Leiter er sich ab 1904, beeinflusst durch Max Läger, dem architektonischen Reformgarten zuwandte. Auf einer Studienreise kam Migge 1910 in England mit der Gartenstadtidee in Kontakt; 1911 gestaltete er für die Firma Ochs fünf Mustergärten der Gartenstadt Dresden-Hellerau. 1913 machte sich Migge in Altona-Blankenese selbständig. Zunehmend trat er durch Publikationen hervor und veröffentlichte im selben Jahr *Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts*, wo er u.a. soziale Aspekte des Themas „Großstadt und Garten“ aufgriff. Er engagierte sich in den Debatten um öffentliche Gärten und Parks. Migges ausgeprägtes Sendungsbewusstsein machte die Zusammenarbeit mit Architekten wie Hermann Muthesius, Henry van de Velde, Otto Haesler, Bruno Taut, Martin Wagner, Adolf Loos und Leopold Fischer nicht immer einfach.



Leberecht Migge
1932
(Fotos: Martin-Elsaesser-
Stiftung)

Von 1916 bis 1920 schuf Migge Ehrenfriedhöfe, u.a. für die Marine in Wilhelmshaven. Nach dem Ersten Weltkrieg empfahl er als Reaktion auf Nahrungsmangel, Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot die Selbstversorgung auf Pflanzenbasis in genossenschaftlichen Siedlungen mit „Gärten in Massen“. Im Rahmen der Ausstellung *Hof und Garten* 1919 auf dem Frankfurter Messegelände hielt er einen Vortrag über *Kulturtechnik und Erhöhung der Bodenerzeugung*. Die zehnköpfige Familie Migge zog 1920 nach Worpsswede auf den Sonnenhof, wo er eine „Siedler-Schule“ gründete und mit der benachbarten, von Heinrich Vogeler geleiteten „Arbeitsschule Barkenhof“ kooperierte. Migge war u.a. an Siedlungs- und Freiraumplanungen in Leipzig, Rüstringen, Berlin, Kiel und Grünberg/Schlesien beteiligt. Spätestens 1923 kam es zum ersten Kontakt mit Ernst May, denn von 1923 bis 1929 gab Migge die Zeitschrift *Die Siedlungswirtschaft* heraus, die als Beilage des

Schlesischen Heims erschien. Er selbst sah sich als „Spartakus in Grün“, was bei seiner Mitwirkung an Wohnsiedlungen in Celle (Georgsgarten), Berlin (Britz, Hufeisensiedlung, Onkel Toms Hütte, Siemensstadt) und Dessau-Ziebigk nicht hinderlich war. In Frankfurt übernahm er von 1927 bis 1928 die Freiraumplanung in den Siedlungen Römerstadt und Praunheim, wo auch von Migge konzipierte Gärten entstanden. In dem parallelen, von May beauftragten Gutachten zur Grünpolitik der Stadt Frankfurt, empfahl er „Nahrungssiedlungen“ zu schaffen, deren Wirtschaftlichkeit er mit Ausführungen zur Fäkalien- und Abfallaufbereitung für Dung sowie Verwertung von Schmutzwasser untermauerte. Durch Erwerbsgärten, welche durch den Anbau von Nutzpflanzen die Haushalte der Familien entlasten, sollten „Siedlungen für Jedermann“ entstehen, was Migge in der Frankfurter Städtebaupolitik bis dato nicht umgesetzt sah. Seine Vorstellungen waren nur bedingt mit den Konzepten Mays vereinbar, auch weil sie eine widersprüchliche Mischung aus Kollektivierungs- und „Zurück zur Natur“-Forderungen darstellten. Das betraf ebenso Migges Präferenz für die Nutzfläche; öffentliche Grünflächen sah er für Privatgärten vor, obwohl Gartenbaudirektor Max Bromme nahe den Siedlungen im Niddatal ein Natur- und Naherholungsgebiet bevorzugte. 1932 verlangte Migge die Durchsetzung der „Stadtlandsiedlung“ mit Hilfe einer „Siedlungsdiktatur“ und kritisierte gleichzeitig die von Frankfurt in die Sowjetunion abgewanderte und unter totalitären Bedingungen arbeitende May-Gruppe für die „Oberflächlichkeiten“ des Städtebaus der Neuen Sachlichkeit.

Migges Engagement in Siedlungsfragen hat ihn nicht daran gehindert, weiterhin Privatgärten für befreundete Architekten wie Martin Wagner zu gestalten. Auch für Ernst May und Martin Elsaesser schuf er um 1926 in Frankfurt Gartenräume, die er in Gebrauchs- und Freizeiflächen aufteilte. Bei beiden wurde jedoch auf das bepflanzte „grüne Dach“ verzichtet, wie es Migge 1927 als Beitrag zur Diskussion um das flache Dach und das Lebensraumproblem der Zukunft anpries. Er experimentierte mit Gartenrüstung, scheute nicht den Einsatz von Maschinen und bemühte den Vergleich mit Ozeandampfern, um den kommenden Garten als einen „hochtechnisierten Arbeitsgarten“ zu propagieren. 1930 bis 1932 bekam Migge in Zusammenarbeit mit Elsaesser die Möglichkeit, in Altona-Othmarschen auf dem Landsitz von Philipp F. Reemtsma einen großen Freizeit- und Versuchsgarten mit umfangreichen Gewächshausanlagen anzulegen. Der Zigarettenfabrikant unterstützte auch eine zusammen mit Ernst Fuhrmann gegründete „Supravitalisations-Gesellschaft“, welche die wirtschaftliche Optimierung von Nutzpflanzen anstrebte.



Schon in Frankfurt hatte Migge eine offene Beziehung mit Elsaessers Ehefrau Elisabeth geführt. 1932 zog das Paar in die Nähe von Berlin auf die sogenannte Sonneninsel im Seddinsee bei Köpenick, wo sie gemeinsam einen Versuchsgarten führten. Doch ein Krebsleiden beendete dieses Projekt und Migges Leben frühzeitig. Am 30. Mai 1935 starb er in Flensburg.

Migges Nachlass ist größtenteils zerstört. Im Archiv für Schweizer Landschaftskultur an der Hochschule für Technik in Rapperswil/Schweiz wurde vor kurzem ein Plankonvolut aus der Hamburger Zeit entdeckt. Neue biografische Erkenntnisse zu Migge beruhen auf Nachforschungen von Heino Grunert (BUE Hamburg). Die Universität Kassel unterhält das Leberecht-Migge-Archiv und die Martin-Elsaesser-Stiftung bewahrt einen Teilnachlass. Beide Institutionen planen für 2018/2019 ein Symposium um den „späten Migge“. Diesen reflektiert auch der 2017 fertiggestellte Fernsehfilm *Die Sonneninsel* (Autor: Prof. Thomas Elsaesser). Im Frankfurter Stadtteil Riedberg gibt es eine Leberecht-Migge-Anlage.

Zum Weiterlesen

Migge, Leberecht: Grünpolitik der Stadt Frankfurt am Main. In: *Der Städtebau*, Jg. 24, H. 2, 1929, S. 37 – 46.
 Leberecht Migge, 1881 – 1935. Gartenkultur des 20. Jahrhunderts (Katalog zur Ausstellung anlässlich der Bundesgartenschau Kassel 1981). Hg. v. Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Lilienthal b. Bremen 1981.
 Haney, David H: Vögel und Fische versus Kartoffeln und Kohl. Max Bromme, Leberecht Migge und die Grünflächenplanung im Neuen Frankfurt. In: Claudia Quiring u.a. (Hrsg.): Ernst May 1886 – 1970. München/London/New York 2011, S. 69 – 77.

Der Autor

Dr. Jörg Schilling ist Kunst- und Architekturhistoriker, Publizist und Verleger, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Martin-Elsaesser-Stiftung und Vorsitzender der Karl Schneider Gesellschaft e.V., Hamburg.



Jedermann Selbstversorger! „Urban gardening“ vor 100 Jahren

Von Dr. Christoph Mohr, Frankfurt am Main

Leberecht Migge war nicht nur durch seine Tätigkeit als Gartenarchitekt eine Schlüsselfigur der Grüngestaltung Frankfurts und der Weimarer Republik, sondern gehörte auch literarisch zu einem der leidenschaftlichsten Verfechter der Idee der Selbstversorgung

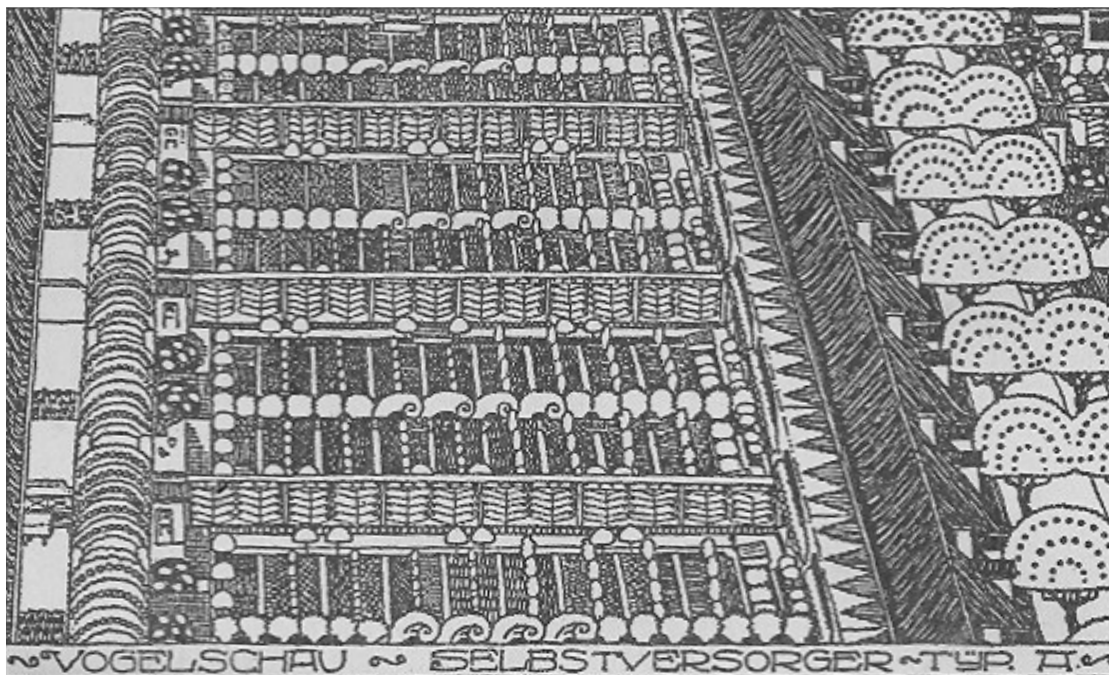
Als Ernst May nach einem Gartenfachmann suchte, der die Grünplanung des Neuen Frankfurt entwickeln sollte, kam er zwangsläufig auf Leberecht Migge, den wichtigsten Vordenker der neuen Sachlichkeit im städtischen Grün. May kannte Migge und konnte ihn für die Frankfurter Aufgabe gewinnen. Für die Frankfurter Siedlungspolitik war Migge als Garten- und Siedlungsfachmann wohl auch deshalb der geeignete Mann, weil er immer an einem städtischen und nicht an einem ländlichen Modell festgehalten hatte. Der Gedanke der städtischen Selbstversorgung fesselte ihn. Schon 1918, unter dem Eindruck der wirtschaftlichen Not nach dem Kriege sah er darin eine „nahrungspolitische nationale Aufgabe: jede Familie sollte auf ihrem Grund und Boden ihre gesamte Grünsnahrung und auch Tierproduktion selbst erzeugen.“ Sein Sonnenhof in Wörpswede wurde ab 1920 zum Labor für dieses Garten- und Siedlungskonzept.

Ernst May hielt Migge, der u.a. mit Bruno Taut, Adolf Loos und Martin Wagner in Kontakt stand, für den richtigen Berater für die zukünftige Frankfurter Grünpolitik, und zwar nicht nur deshalb, weil jener viel vom Gartenbau verstand, sondern weil er mit einer ähnlichen Einstellung zu Fragen der Organisation und Ökonomie an den Siedlungsbau heranging. Migge war der Überzeugung, dass sich jeder Garten grundsätzlich, wie jedes Haus, ganz oder teilweise zur industriellen Herstellung eigne. Immerhin hatte er schon 1910 nicht einsehen wollen, warum ein Arbeiter, „der äußerlich die gleiche Einheit darstellt“ wie ein anderer Arbeiter, „nun durchaus ein gänzlich verschiedenes Haus sein eigen nennen soll. Er nimmt an einer sich hier ausdrückenden Gleichförmigkeit sicher keinen Anstoß, wenn sie nur seinen Zwecken entspricht. Da aber nun innerhalb unserer heutigen arbeitsteiligen Wirtschaftsform die Nivellierung der Individuen noch fortschreitet, so liegt unser Heil, logisch in der – Type.“

In seinem programmatischen *Grünen Manifest* von 1919 bringt Migge in expressiv überhöhter Sprache seine Vorstellung von der Rolle des Grüns in der (städtischen) Gesellschaft zum Ausdruck. Auch hier finden wir wieder die gleiche rauschhafte Aufbruchsstimmung, die auch die Architekturmanifeste der Zeit unmittelbar nach der überstandenen Katastrophe des Ersten Weltkriegs durchzieht:

„Das Grüne Manifest“ von Leberecht Migge - wie die Stadt konserviert wird!

Bürger und Bürgerinnen
Wer rettet die Stadt? Das Land rettet die Stadt.
Die alte Stadt
kann ihr Dasein nur retten, indem sie sich mit Land durchsetzt:
Schafft S T A D T L A N D
Die Städte sollen ihr eigenes Land umarmen.
Hunderttausend Hektar liegen brach:
Bauland, Kasernenland, Straßenland, Ödland.
Man lege Hand darauf.
Man pflanze: Öffentliche Gärten – für die stadtgebundene Jugend.
Man pflanze: Pachtgärten – für die stadtgebundenen Häuser.
Man pflanze: Siedlungen – für die stadtgebundene Arbeit.
Man pflanze: Mustergüter – für die Unversorgten.
Man pflanze!



Jedermann Selbstversorger! von Leberecht Migge

Die gemeinsamen Gärten (6 qm auf den Kopf) sollen nicht romantisch-faulen Zehrgrün, sondern arbeitsames Mehrgrün sein: Sportparks, Spielplätze und Bäder (Jugendparks). Die Nutzgärten sollen nicht fliegende Pachtlappen, sondern 'richtige Gärten', beglaubigte Vorläufer von Siedlungen sein. Diese sollen Selbstversorgergärten (80 qm pro Kopf) mit allen Schikanen haben. Siedler, Pächter und Grünanteiler sollen Selbstbestimmung haben. Kein Morgen Stadtland darf fürderhin brach sein. Das sichert 100.000 neue Stadtexistenzen. Das erleichtert Millionen alter Stadtexistenzen. Das, und einiges mehr, konserviert Stadtleben."

In Frankfurt trafen seine Ideen auf die Vorstellungen Mays und seiner Mitarbeiter, die sich in ähnliche Richtung bewegten – wenn auch in der Theorie weniger radikal. Seit seiner Zeit als Leiter der Schlesischen Heimstätte war May mit dem Thema Selbstversorgung vertraut. Von Migge versprach er sich das gleiche hohe Niveau in der übergeordneten Grünplanung und ihre unmittelbare Umsetzung im architektonischen Zusammenhang einer neuen Architektur, die der Stadtbaurat von Architekten und Architektinnen entwickeln ließ, die er aus ganz Europa nach Frankfurt geholt hatte.

Die Migge'schen Modelle erfuhren in den Frankfurter Siedlungen in großer Stückzahl konkrete und praktische Verwirklichung. Migges Arbeiten mit den Hausgärten und

Pachtgärten in Praunheim und der Römerstadt bildeten zusammen mit dem öffentlichen Grün einen gestalterischen Rahmen für die Architektur. Migges Konzept ergänzte die architektonische Form der Siedlung im übergeordneten Ganzen und in jedem einzelnen Siedlergarten. Man kann so weit gehen zu sagen, dass das Grünkonzept von Leberecht Migge die architektonischen und städtebaulichen Leistungen des Neuen Frankfurt in die menschliche Dimension einbettet. Sein Beitrag machte aus dem großen Ganzen ein harmonisches Gesamtkunstwerk – obwohl oder weil es ihm um die Sicherung der menschlichen Existenz ging.

Der Autor

Dr. Christoph Mohr ist Kunsthistoriker und war seit 1976 im Landesamt für Denkmalpflege Hessen tätig; von 1996 bis 2010 als Landeskonservator. Er ist Mitglied des wissenschaftlichen Beirats und des Vorstandes der ernst-may-gesellschaft. 1984 gab er gemeinsam mit Michael Müller die Monographie *Funktionalität und Moderne* heraus, die bis heute ein Standardwerk zum Neuen Frankfurt ist.



Wiederentdeckt: Teilnachlass Leberecht Migges

Von Dr. Sophie v. Schwerin, Rapperswil

Die Bürounterlagen Leberecht Migges galten lange Zeit als verschollen. Nun tauchten sie überraschend im Archiv für Schweizer Landschaftsarchitektur auf



Volkspark
Rüstringen,
Skizze Leberecht
Migge, ohne Datum.

Der Gartenarchitekt Leberecht Migge (1881 – 1935) prägte mit seinen Theorien die Entwicklung der Landschaftsarchitektur und Freiraumplanung nachhaltig: In seinem 1913 erschienen Buch *Die Gartenkultur der 20. Jahrhunderts* forderte er das Recht auf Garten für jeden, unabhängig der gesellschaftlichen Zugehörigkeit. Der allgemeine Zugang zu Licht und Luft, zu Spiel und Bewegung, zu eigenem Nahrungsanbau und eigener Ernte sollte vor allem die Situation der Stadtbevölkerung in den dichten Arbeiterquartieren verbessern, die oftmals unter prekären Umständen lebte. Mit seinen Vorschlägen zählt Migge zu den Reformern in der Gartenkunst und vertritt damit auch die Zeit, als man in nahezu allen Bereichen nach Neuerung suchte. Durch seine reiche Publikationstätigkeit lassen sich Ideen und Ansätze bis heute gut nachvollziehen. Seine Bürounterlagen galten bislang allerdings als verloren. Nun sind im Archiv für Schweizer Landschaftsarchitektur (ASLA) an der Hochschule für Technik Rapperswil (HSR) rund 320 Pläne, Zeichnungen und Skizzen von Leberecht Migge aufgetaucht, die die Bürotätigkeit in Hamburg von 1913 bis 1920 zeigen. Sie befanden sich im Nachlass des Schweizer Landschaftsarchitekten Walter Leder (1892 – 1985), der von 1918 bis 1920 für Migge gearbeitet hat. Mit diesem Plankonvolut werden nun erstmals die Arbeitsweise, Varianten und Detaillösungen sichtbar, zusätzlich spiegelt es das Auftragspektrum wider. Für zahlreiche Villengärten in den wohlhabenden Vierteln von Hamburg und Berlin, aber auch für Gutsparks auf dem Land entwickelte er Konzepte.

Friedhöfe und Ehrenplätze gehörten ebenfalls zum Portfolio. Die Entwürfe für Volksparks, Siedlungen, Pacht- und Laubengärten sowie seine Schemen für Selbstversorgung und Gartentechniken verdeutlichen die schriftlich verfassten Theorien. Gerade hier zeigt sich der Ansatz zur effizienten Bodennutzung, um einen größtmöglichen Ernteertrag zu erzielen. Kompostierung, die gemeinschaftliche Nutzung von Maschinen und die Verbindung aus dem Nützlichen mit dem Schönen werden in diversen Planungen deutlich. Für die Steenkamp Siedlung in Hamburg schlug Migge beispielsweise vor, die Straßenzüge als Wohn- und Spielstraßen, die öffentlichen Plätze als Spielrasen und die Alleen als Obstbaumpflanzungen zu gestalten. Und genauso, wie er hier verschiedene Funktionen miteinander kombinierte, bot er auch in den repräsentativen Villengärten die Möglichkeit zum Nutzpflanzenanbau neben aufwändigen Schmuckpflanzungen. Stilistisch orientierte sich Migge am Architekturgartenstil, arbeitete mit Höhenunterschieden und setzte vor allem Treppen, Mauern und Pergolen ein. Das Plankonvolut ist vielseitig und ebenso kann es untersucht werden. Ein Katalog zur Veröffentlichung der Pläne ist derzeit in Bearbeitung und soll im kommenden Jahr erscheinen.

Die Autorin

Dr. Sophie von Schwerin arbeitet seit 2012 an der Hochschule für Technik in Rapperswil (CH) als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich für Geschichte und Theorie der Landschaftsarchitektur. Zugleich betreut sie das Archiv für Schweizer Landschaftsarchitektur als Kuratorin. Die gelernte Staudengärtnerin studierte Landschaftsplanung an der TU Berlin und wurde an der Leibniz Universität mit ihrer Dissertation über die wissenschaftliche Bedeutung des Berggartens von Hannover-Herrenhausen promoviert.



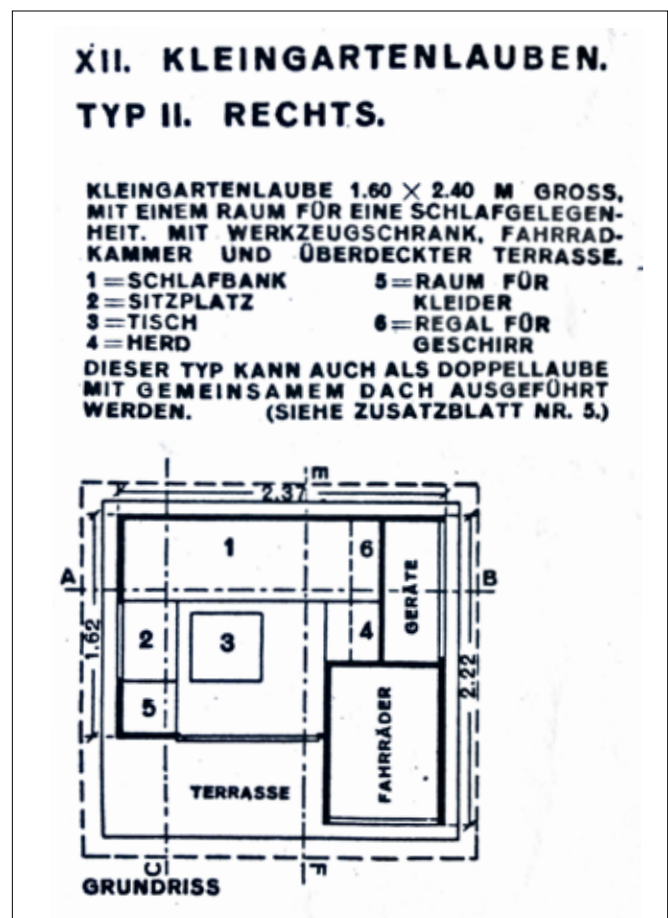
Wachstumsprognosen

Von Annika Sellmann, M.A.

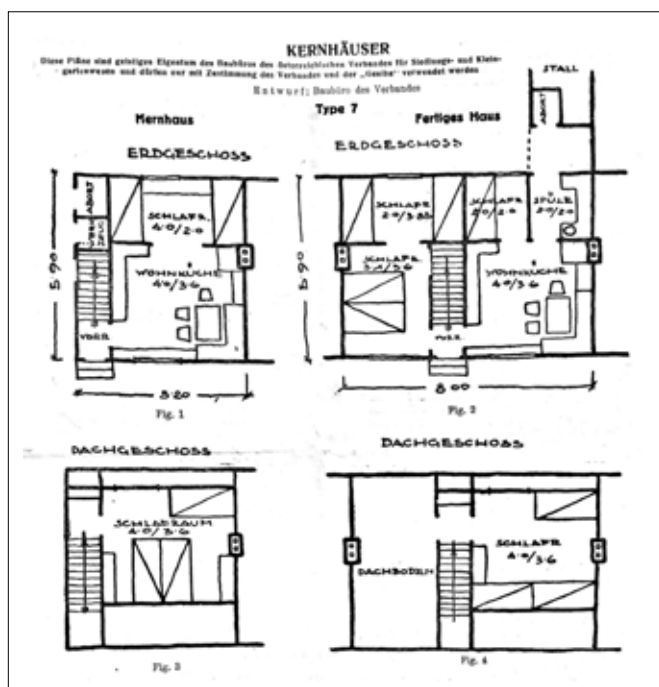
Die Frankfurter Norm für Kleingartenbauten entwickelte das Hochbauamt als Mittel gegen den architektonischen Wildwuchs im Pachtland. Ihre Urheberin Margarete Schütte-Lihotzky brachte auch auf diesem Gebiet reiche Erfahrung aus Wien mit

„Ach, Gartenlauben hat sie auch gemacht?“ – Der Ausgangspunkt für das Studium der Architektur an der K. K. Kunstgewerbeschule in Wien war für Grete Lihotzky erstaunlicherweise der Entwurf einer Gartenlaube. In ihrem autobiographischen Buch *Warum ich Architektin wurde* beschreibt sie den Tag ihrer Aufnahmeprüfung im Herbst des Jahres 1915 so: „Im großen Saal der Schule am Stubenring erwarteten aufgeregt zweihundert junge Menschen die Aufnahmeprüfung, unter ihnen auch ich, ganz hinten im Saal. Im Vordergrund erschien ein kleiner Mann, den ich zwar hören, aber kaum sehen konnte: Oskar Strnad. Er stellte uns eine einzige Aufgabe: ‚Zeichnen Sie eine Gartenlaube!‘ [...] Zweihundert junge Leute zeichneten und malten drauflos. Auch ich brachte schließlich eine mit Bleistift schattierte, perspektivische Zeichnung zu Papier, obwohl ich von Perspektive keine Ahnung hatte. Ich blickte mich um und fand, daß alle anderen viel bessere und schönere Gartenlauben zusammengebracht hatten. Hoffnungslos trat ich einige Tage später vor das schwarze Brett in der Eingangshalle. Kaum zu glauben, da stand mein Name.“ Und das war erst der Anfang. Ihr erster Beitrag für einen Architekturwettbewerb: eine Schrebergartenanlage, in Gemeinschaftsarbeit mit Landschaftsarchitekt Alois Berger. Zwar reichte es nur für den vierten Platz, doch Lihotzkys Pläne erregten Aufmerksamkeit. Ausgerechnet die junge Frau hatte die rationellste Lösung gefunden, hatte Bauteile normiert, um die industrielle Massenproduktion zu ermöglichen. Max Emers, Siedlungsreferent der Gemeinde Wien, sah den Entwurf und brachte die Berufsanfängerin in Kontakt mit Adolf Loos. Dieser hatte in seinem Text von 1908 das Ornament zum „verbrechen an der volkswirtschaft“ erklärt, 1921 zeigte er sich in *Der Tag der Siedler* überzeugt: „Der Kleingärtner rettet nicht nur das Volk, sondern auch den Staat.“

Eine Besonderheit der Wiener Kleingartengeschichte ist, dass sie sich Anfang des 20. Jahrhunderts eng mit der Siedlungsbaugeschichte verwebt. Was in Wien als wilde Siedlungsbewegung bezeichnet wird, begann während des Ersten Weltkrieges und als Folge des politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruchs Österreich-Ungarns. Wohnungsnot und Lebensmittelkrise führten zur Besiedelung



Frankfurter Norm für Kleingartenbauten, Blatt 2



Kernhaus Typ 7, Abbildung aus Otto Neurath: Kernhausaktion der Gemeinde Wien. In: *Österreichische Städte Zeitung, Offizielles Organ des •Deutschösterreichischen Städtebundes* (7) 1923, S. 5.4

öffentlichen Landes durch Mittellose, an den Stadträndern Wiens sprossen Selbstversorgergärten aus dem Boden. Harte Arbeit und ein beachtliches Maß an Selbstorganisation brachte produktive Genossenschaften hervor, mit denen die Gemeinde ab 1921 zusammenarbeitete – Loos als leitender Architekt und Grete Lihotzky als Mitarbeiterin. Sie hält fest: „Jeder der sich‘, wie W. Morris sagt, ‚für die Schönheit der Erde verantwortlich fühlt‘, muß mitarbeiten und mithelfen, das Bauen in den Kleingärten in geregeltere, einheitlichere Bahnen zu lenken.“ In einem Beitrag für die von Ernst May herausgegebene Zeitschrift *Schlesisches Heim* stellt Lihotzky 1923 ihr Kernhaus Typ 7 vor, ein Haus in vier Ausbaustufen, dessen Kern dreißig Quadratmeter groß ist und das im Vollausbau mit den Nachbarhäusern als Reihenhaus aufschließt. Der stufenweise Ausbau des Siedlerhauses wurde als Reaktion auf mangelnde Gemeindemittel für Kredite entwickelt, 20 verschiedene Typen wurden durch das Baubüro des Österreichischen Verbands für Siedlungs- und Kleingartenwesen geplant. Bis 1924 wurden 188 Kernhäuser errichtet – Vertrauensvorschüsse an das Wachstum von morgen. Mitte der Zwanzigerjahre wurde in Wien die Bauform der Höfe den Siedlungen vorgezogen und Grete Lihotzky trat ihre Reise nach Frankfurt an. Für die Typisierungsabteilung des

Hochbauamtes arbeitete die Kleinraum-Spezialistin an Wohnungsgrundrissen, Hauswirtschaftsräumen und vier Bautypen für die neuen, fest im Stadtplan verankerten Dauerkleingartenanlagen. Typ I wurde in der Frankfurter Messehalle vorgeführt, die Normen in zahlreichen Fachblättern publiziert. Heute stehen die erhaltenen Kleingartenlauben unter Denkmalschutz, und wer aufmerksam durch die Anlage vor der Römerstadt geht, wird noch einige gut erhaltene Exemplare finden. Bemerkenswert sind die vielfältigen Anbauten, die den Raum der Kleingartenbauten erweitern. Einbaumöbel, Terrasse, Fahrradkammer – eines wurde in der sorgfältigen Frankfurter Planung jedoch nicht berücksichtigt: das Weiterwachsen.

Zum Weiterlesen

Hochhäusl, Sophie Elisabeth: *Grass Roots Modernism: Architecture and Organization in Austrian Settlements and Allotment Gardens, 1921 – 1925*. In: Nnamdi Elleh (Hrsg.): *Reading the Architecture of the Underprivileged Classes. A Perspective on the Protests and Upheavals in our Cities*. Farnham 2014, S. 119 – 136.

Blau, Eve: *Rotes Wien: Architektur 1919 – 1934. Stadt, Raum, Politik*. Wien 2014.

Die Autorin

Nach einem abgeschlossenen Studium der Kunstgeschichte arbeitet Annika Sellmann zurzeit an ihrer Masterarbeit für das Fach Denkmalpflege/Heritage Conservation an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Auf einer Studienreise nach Wien hat sie festgestellt, dass die wilden Siedlungen eigentlich ganz zahm sind.



Rezepte für Selbstversorger

Zusammengestellt von Dipl.-Ing. Gilbert Töteberg, Frankfurt am Main

Nicht nur zur Anlage von Kleingärten, auch zur Weiterverarbeitung der Ernte fand sich in der Weimarer Republik reichlich Literatur. Folgende Auswahl stammt aus *Vorbachs Hauswirtschaftsheften*, die in einem *Buch für die Siedlerin und gartenbaubetreibende Hausfrau* Rezeptideen versammelten



Rote Rüben
(Foto: Frank Schulenburg)

Rote-Rüben-Suppe

Zutaten: 20 g Fett, 30 g Mehl, 1 1/2 Liter Wasser, 1 Zwiebel, 250 g rote Rüben, 250 g Kartoffeln, 1/4 Liter Milch, Salz, Pfeffer, Zitronensaft

Aus 20 g Fett und 30 g Mehl eine Mehlschwitze bereiten, mit 1 1/2 Liter Wasser auffüllen. Eine Zwiebel und 250 g rote Rüben auf dem Reibeisen reiben und zusammen mit 250 g in kleine, gleichmäßige Würfel geschnittene Kartoffeln und 1/4 Liter Milch der Suppe begeben, 20 Minuten kochen lassen, mit Salz, einer Prise Pfeffer, eventuell etwas Zucker und Saft einer halben Zitrone abschmecken.



Schwarzwurzeln
(Foto: Fusslkopp, CC By SA 3.0)

Schwarzwurzeln mit Käse

Zutaten: 750 g Schwarzwurzeln, 40 g Fett, 50 g Reibekäse

750 g Schwarzwurzeln in Stücke schneiden, in Dampf garen, mit 40 g Fett und 50 g Reibekäse schwenken, bis der Käse völlig zergangen ist.

Himmel und Erde

Zutaten: Fett, 1.250 g Kartoffeln, 500 g Apfel, Salz, Zucker, Apfelwein

In einem Topf etwas Fett erhitzen, 1.250 g geschälte, geviertelte Kartoffeln hineingeben, bis zur Hälfte mit Wasser auffüllen und halb gar werden lassen. 500 g geschälte, vom Kernhaus befreite und klein geschnittene Apfel hinzufügen, den Topf zudecken und alles zusammen garen, durch ein Sieb streichen, etwas Salz und ein wenig Zucker dazugeben und mit etwas Apfelwein zu einer geschmeidigen Masse abrühren.

Kohlrabi mit Milch

Zutaten: Kohlrabi, 1 Esslöffel Fett, Mehl, 1/2 Tasse Milch

Kohlrabi dünn schälen, zu feinen Blättchen hobeln oder zu Streifen schneiden. Einen Esslöffel Fett heiß machen, die Kohlrabi darin andämpfen, ein Löffelchen Mehl mit einer halben Tasse Milch glatt quirlen, über die Kohlrabi füllen, die Speise noch 10 Minuten ziehen lassen.

Kleingärten und Nationalsozialismus in Frankfurt am Main

Von Prof. Dr. rer. hort. habil. Gert Gröning, Berlin

Die ‚Machtergreifung‘ der Nationalsozialisten bedeutete auch für das Frankfurter Kleingartenwesen einen tiefen Einschnitt



Propagandistisches Idyll: Postkarte zum Kleingärtnerntag (Bild: KGV Bergmannsheil, Bochum)

Seit mehr als 100 Jahren gehören Kleingärten in Frankfurt am Main zum Stadtbild. Hier spiegeln sich in vielfältiger Weise Frankfurter Stadtgeschichte und Stadtkultur wider. Städtisches Wohlbefinden drückt sich im Gebrauch und im persönlichen wie auch gesellschaftlichen Einsatz für diese urbane Gartenform aus. In der umfassenden städtischen Gesamtplanung, die in Frankfurt mit dem Oberbürgermeister Franz Adickes (1846 – 1915) begann und die von seinem Nachfolger im frühen 21. Jahrhundert, Peter Feldmann, weiter betrieben wird, spielen Kleingärten eine wesentliche Rolle.

Im Nationalsozialismus wurde Kleingärten eine hohe ideologische Bedeutung zugemessen. Am 13. September 1933 war das Gesetz über den vorläufigen Aufbau des Reichs-

ernst-may-gesellschaft e.V.

nährstandes erlassen worden. Es ermächtigte den Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, „die bisherigen landwirtschaftlichen Organisationen aufzulösen und sie in den Reichsnährstand zu überführen.“ Drei Tage später, am 16. September 1933, teilte der ehrenamtliche Landesbauernführer von Hessen-Nassau, Wagner, der Stadtverwaltung Frankfurt den Namen des ersten nationalsozialistischen Führers der Kleingärtner in Frankfurt, Otto Krug, mit. Unter Krug schlossen sich die Kleingärtnervereine zur Stadtgruppe Frankfurt (Main) der Kleingärtner im Reichsbund der Kleingärtner und Kleinsiedler Deutschlands e.V. zusammen. Im Nationalsozialismus sollte der Kleingarten dazu beitragen, dem „kostbaren bäuerlichen Blut“, das in der Großstadt „die Verbindung mit dem Boden verliert und somit das bäuerliche Denken preisgibt“, das „erbgesunde deutsche Blut der bäuerlich denkenden Menschen (zu) erhalten“, so Hans Kaiser, der Führer des Reichsbundes der Kleingärtner und Kleinsiedler Deutschlands. Darüber hinaus spiele „die kleingärtnerische Betätigung der Hunderttausende deutscher Kleingärtner im Rahmen der deutschen Volkswirtschaft eine nicht zu unterschätzende Rolle“, weil „die deutsche Ernährungswirtschaft durch die Eigenversorgung der Kleingärtnerfamilien [...] erheblich entlastet“ werde.

Jahresversammlungen der Kleingartenvereine, wie die des Kleingartenbauvereins der Kriegsbeschädigten Nordend, mussten von der Kreispropagandaabteilung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) genehmigt werden. Mit solchen übergreifenden Maßnahmen glaubte der von der NSDAP eingesetzte Reichsbundführer der Kleingärtner und Kleinsiedler gewährleisten zu können, dass es „im Deutschen Reich fast keinen organisierten Kleingärtner, Kleinsiedler und Eigenheimer“ mehr gibt, „der nicht [...] über die Bedeutung des Blut- und Bodengedankens für Volk und Staat unterrichtet ist und der nicht weiß, welche Pflichten er als erbgesunder deutschblütiger Volksgenosse im Rahmen der gesamten deutschen Bevölkerungs- und Rassepolitik zu erfüllen hat.“

Außerordentliche Versammlungen dienten dazu, neue, dem Nationalsozialismus genehme Satzungen zur Grundlage der Vereinsarbeit zu machen. In der Zeit der Weimarer Republik ging es noch darum, „auf gemeinnütziger Grundlage [...] den Kleingartenbau praktisch und wissenschaftlich zu fördern“ und „den Kleingartenbau durch die Kultur von Gemüsen, Kartoffeln, Beeren- und Zwergobst bei seinen Mitgliedern zu fördern“, wie es 1920 die Satzung des Kleingärtnervereins Eckenheim regelte. Die neue nationalsozialistische Satzung des Vereins aus dem Jahr 1934 legte dagegen fest: „Der Verein arbeitet im Dienste des nationalsozialistischen Staates. Er hat die Aufgabe: 1. Die Nutzung des Kleingartenlandes im Sinne der Verbundenheit von Blut und Boden als Grundlage für Staat und Volk zu gewährleisten. 2. Das Kleingartenwesen im Verein nach dem Grundsatz ‚Gemeinnutz geht vor Eigennutz‘ zu fördern und die Selbstverwaltung seines Gartengeländes sowie den ideellen und materiellen Schutz seiner Mitglieder zu besorgen.“

Ganz im Sinne nationalsozialistischer Ideologie dienten die neuen Satzungen auch der „Arisierung“ der Kleingärtnervereine. Konnte in der Weimarer Republik „jede volljährige Person [...], die im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte ist“, Mitglied des Vereins werden, wenn nicht „innerhalb 4 Wochen“ eine „begründete Beanstandung“ erfolgte, konnte nunmehr Mitglied nur noch „jeder Deutsche arischer Abstammung werden, der Kleingärtner werden will.“ Damit machte es der Nationalsozialismus z.B. jüdischen Mitbürgern und Mitbürgerinnen nicht mehr möglich, einen Kleingarten zu pachten.

Der Abgrund, der sich damit auftat, spiegelt sich in der Begrüßungs- und Festansprache des stellvertretenden Vorsitzenden des Vereins zur Beförderung des Kleingartenbaues anlässlich des 40-jährigen Vereinsjubiläums im Jahr 1939 wider. Im Zusammenhang mit Geländeverlusten, die der Verein nicht zuletzt wegen des Baus von Kasernen hatte hinnehmen müssen, führte Graumann aus: „Dankbar aber erwähnen möchte ich dafür auch noch, daß der Anschlag der Juden auf unsere so wertvolle Anlage II, die sie für die Erweiterung ihres neuen Friedhofs haben wollten, mißglückt ist. Die Juden mögen sich auf ihrem jetzigen Friedhof, auf dem noch genug Platz für den verbliebenen Restbestand ist, begraben und uns in Zukunft in Ruhe lassen“.

Schon seit dem frühen 20. Jahrhundert hatten die Kleingärtner die Berücksichtigung ihrer Belange in Bebauungsplänen gefordert, sich damit allerdings nicht durchsetzen können. Nun wollte der nationalsozialistische Reichsbund „sein Hauptaugenmerk [...] darauf legen, [...] die

deutschen Kleingärten systematisch in den deutschen Raum einzugliedern.“ Das hätte dazu beitragen können, die Ausweisung von Kleingartenflächen nicht nur kommunal, sondern auch regional abzustimmen und abzusichern. Verbunden damit wollte der Reichsbund „bei der Schulung der deutschen Kleingärtner auf dem Gebiete der schönheitlichen Ausgestaltung [...] größten Wert auf die Zusammenarbeit mit dem Reichsnährstand“ legen, „und zwar mit den Gartengestaltern, soweit sie im Behörden-gartenbau als Beamte tätig sind.“ Die Gartenarchitekten mussten sich im Nationalsozialismus Gartengestalter nennen. Ein neu gegründeter Bund deutscher Gartengestalter wurde 1934 als Fachverband in die nationalsozialistische Reichskammer der bildenden Künste aufgenommen. Mithilfe dieser Gartengestalter sollten städtebauliche Vorurteile gegen Kleingärten ausgeräumt werden. Städtebauer sahen Kleingärten vielfach als Bauerwartungsland an, kaum jedoch als eine der vielen Ausdrucksformen urbaner Gartenkultur, die städtische Wohnqualität ausmachen.

Mag die Nutzung eines Kleingartens bei manchen Familien im Nationalsozialismus die Versorgung mit Obst und Gemüse erleichtert haben, so musste sie sich aufgrund der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft auch mit tariflichen Lohnsenkungen und Arbeitszeitverlängerungen abfinden. Mehr noch, „manchen Feinarbeiterberufen“ sollte nach



Frankfurter Gartenlaube unterm Hakenkreuz
(Foto: *Sondernachrichten Reichsbund der Kleingärtner und Kleinsiedler Deutschlands*)

Auffassung von Robert Ley (1890 – 1945), dem Führer der Deutschen Arbeitsfront, „das Siedeln“ und die damit offensichtlich verbundene Gartenarbeit verboten werden, „denn wer am Abend mit einer Hacke arbeite, könne nicht am nächsten Morgen feinste Präzisionsarbeit leisten.“ Demnach hätten sich in Frankfurt die größtenteils erwerbslosen Bewohner der zwischen 1932 und 1936 in Anlehnung an Pläne des Neuen Frankfurt erbauten Siedlung Goldstein entgegen der nationalsozialistischen Ideologie verhalten. Leys Behauptung zeigt, wie willkürlich führende Nationalsozialisten der Bevölkerung eine bestimmte Arbeitsfähigkeit unterstellten.

1939 wollte der nationalsozialistische Reichsarbeitsminister Franz Seldte (1882 – 1947) mit einem Sofortprogramm „bis zum 1. März 1940 in Großdeutschland möglichst 50.000 neue Dauerkleingärten“ errichten. In Frankfurt sollten danach 1.000 neue Anlagen entstehen. Die Unhaltbarkeit dieser Vorstellungen war schnell erwiesen. Auch die vom Reichsarbeitsminister vorgesehene Werbung von Kleingärtnern zeigte nicht den von der NSDAP gewünschten Erfolg. Wie Hohn müssen allen, die sich auf der Verbandsebene für die Errichtung von Dauerpachtanlagen eingesetzt hatten, die zehn Gärten vorgekommen sein, mit denen sich die Stadtgruppe Frankfurt am Geschenk der 200 Kleingärten beteiligte, die „der Reichsbund Deutscher Kleingärtner dem Führer anlässlich seines 50. Geburtstages“ im Jahr 1939 übergab. Diese unter dem Namen „Zum Goldenen Spaten“ zur Anlage erklärten 10 Gärten am Stadtpark Höchst wurden „durch die NSDAP an verdiente Parteigenossen vergeben.“

Nachdem der nationalsozialistische Reichsbund deutscher Kleingärtner e.V. 1937 erstmals einen Wettbewerb um den Goldenen Spaten ausgeschrieben hatte, bewarb sich die Stadt Frankfurt 1938 erfolgreich darum. Am 8. August 1938 wurde dem Oberbürgermeister per Reichspost-Telegramm die folgende Nachricht zugestellt: „Die Reichsprüfungskommission fuer den goldenen Spaten der im Einvernehmen mit dem Herrn Reichsarbeitsminister alljaehrlich fuer die beste Deutsche Kleingartenstadt von dem Reichsbund Deutscher Kleingärtner und der Gruenen Post verliehen wird erlaubt sich Mitteilung zu machen dass der Wanderpreis goldener Spaten 1938 nebst Geldpreis von RM 3.000 im Wettbewerb unter 20 Staedten der Stadt Frankfurt verliehen worden ist. Ueberreichung ist beabsichtigt 19. August in Frankfurt (Main) bei Besichtigung der Kleingaerten und Kleinsiedlungen durch Sektion 13 Internationaler Gartenbau Kongress!“ Aus der Preisübergabe wurde eine nationale Angelegenheit. Mehr noch, als ob zu dieser Preisübergabe internationale Kleingartenvertreter nach Frankfurt gekommen seien, wurde

ernst-may-gesellschaft e.V.



Frankfurts nationalsozialistischer Oberbürgermeister Krebs (Foto: *Sondernachrichten Reichsbund der Kleingärtner und Kleinsiedler Deutschlands*)

von einer herzlichen „Begrüßung von hochinteressierten und hochverdienten Kleingärtnern aus acht Nationen“ geschrieben. Tatsächlich waren das, wie sich der Rede des Oberbürgermeisters Friedrich Krebs (1894 – 1961) entnehmen lässt, Mitglieder der Sektion Kleingarten und Kleinsiedlungswesen des Internationalen Gartenbaukongresses, der 1938 in Essen stattfand, die auf einer Studienreise auch Frankfurt besuchten. Ob darunter Kleingärtner waren, ist in keiner Weise belegt.

Die Leistungen, die Frankfurt 1938 zur besten deutschen Kleingartenstadt machen sollten, halten genauerer Überprüfung nicht stand. Von 1.530 Dauerkleingärten, die Frankfurt im Nationalsozialismus aus der Zeit der Weimarer Republik übernommen hatte, gab es 1937 noch 1.450. Die Zahl war demnach um gut fünf Prozent gesunken. Mit



Titelblatt der *Sondernachrichten Reichsbund der Kleingärtner und Kleinsiedler Deutschlands* von 1936

der Behauptung, bei den Dauerkleingärten und den „außerhalb der Baugebiete“ angelegten Kleingärten könne „von vornherein mit einer langfristigen Pachtdauer gerechnet werden“, widersprach Oberbürgermeister Krebs seiner Einschätzung gegenüber dem Regierungspräsidenten in Wiesbaden aus dem Jahr 1937: Da hatte er festgestellt, dass „eine grössere Anzahl Kleingärten [...], von denen mehr als 200 Gärten als Dauergärten ausgewiesen waren“, dem „Bau von Reichskrafftahnbahnen und Wehrmachtanlagen“ sowie der „Entwicklung der Stadt in Bezug auf Wohnbauten und Industrieanlagen“ als auch den „Erfordernissen des modernen Verkehrs [...] zum Opfer gefallen waren.“ Die mit der Preisvergabe verbundene Summe von 3.000 Reichsmark wurde 1939 für die Kleingartenanlage „Zum goldenen Spaten“ verwendet. Von der Einrichtung einer großen Zahl von Dauerkleingartenanlagen konnte jedoch keine Rede mehr sein. Die allgemeine Militarisierung des Lebens im Nationalsozialismus hatte spätestens jetzt auch die Kleingärten erfasst.

Zum Weiterlesen

Der Beitrag basiert auf der Monographie Gröning, Gert/Wolschke-Bulmahn, Joachim: Von Ackermann bis Ziegelhütte. Ein Jahrhundert Kleingartenkultur in Frankfurt am Main. (= Studien zur Frankfurter Geschichte, Band 36). Frankfurt am Main 1995.

Der Autor

Univ. Prof. Dr. rer. hort. habil. Gert Gröning leitet die Forschungsstelle Gartenkultur und Freiraumentwicklung des Instituts für Geschichte und Theorie der Gestaltung an der Universität der Künste Berlin. Er ist Mitglied des International Editorial Advisory Board der Fachzeitschrift *Landscape Research* sowie des wissenschaftlichen Herausbergremiums der Fachzeitschrift *RI-VISTA. research for landscape design journal*.



Eine ausführliche Version dieses Artikels mit Fußnotenapparat ist auf unserer Homepage unter <http://ernst-may-gesellschaft.de/pressedoku/maybriefe.html> abrufbar.

Anzeige

Kurt Mühlfeld und Marcus Stohrer
galerie . mühlfeld + stohrer
Kunden seit 2001

„In der Kunst ist es wie im Leben: Auf das Echte kommt es an. Das ist unser Motto und so arbeiten wir, mit großer Liebe zur Kunst und Begeisterung für unsere Künstler und Sammler. Vertrauensvoll, mit viel Einsatz und immer gemeinsam. Eine gute Mischung – bei der Kunst wie bei den Finanzen.“

**Echte Beratung statt Larifari.
Die Gewerbekundenbetreuung
der Frankfurter Sparkasse.**

Seit 1822. Wenn's um Geld geht.

frankfurter-sparkasse.de



Kleine Gärten, große Rolle: Die Bedeutung der Kleingärten für eine vielfältige Rhein-Main-Region

Von Dr. Julia Krohmer, Frankfurt am Main

Die ins 19. Jahrhundert zurückreichende Kleingartentradition ist heute, auch dank neuer Trends wie Urban Gardening, lebendiger denn je

Zehntausende Bewohner der Rhein-Main-Region hegen und pflegen ihre Kleingärten und die damit verbundene Kleingartenkultur. Allein in Frankfurt gibt es 111 Kleingartenvereine mit ca. 16.000 Mitgliedern (ganz Rhein-Main: weit über 20.000 Gärten). Deren Gärten nehmen laut unterschiedlichen Schätzungen, immerhin zwischen 3 % und 5 % der Fläche des Stadtgebietes ein. In ganz Deutschland gab es Ende der 1990er Jahre 1,3 Mio. Kleingärten, zehn Jahre später noch 1,24, davon jeweils der weitaus größte Teil in den neuen Bundesländern, wo die Kleingärten „erfunden“ wurden. Kleingärten leisten einen unschätzbaren Beitrag zur Lebensqualität im Ballungsraum und beherbergen Hunderte von Pflanzen- und Tausende von Tierarten – und sind also nicht nur für ihre Hauptmieter regelrechte grüne Oasen in der Stadtlandschaft.

Wenig bekannt ist, dass alle Gartenanlagen tagsüber der Öffentlichkeit offen stehen (sollten) und zum Flanieren einladen. Bei einem solchen Spaziergang stellt man schnell fest, dass die Gärten so vielfältig sind wie ihre Gärtnerinnen und Gärtner – und dass die meisten weit entfernt sind vom gängigen Klischee mit Gartenzwerge und akkurat Rasenkanten. „Leben und leben lassen“, dieser Satz fällt heute häufig in den Kleingärtnervereinen und zeigt klar, dass sich die deutsche Kleingartenlandschaft sehr gewan-

delt hat. „Unkraut“ ist inzwischen ein regelrechtes Unwort – die meisten Kleingärtner betrachten Wildkräuter inzwischen als Pflanzen, die durchaus auch ihre Daseinsberechtigung in Gärten haben und vielen nützlichen Tierarten Nahrung und Unterschlupf bieten. Chemiekeule und Mineraldünger sind weitgehend tabu, und bei der Ausbildung ihrer Fachberater legen die Landesverbände seit Jahren Wert auf naturnahe Praktiken, die auf diese Weise auch direkt bei den Gärtnern ankommen. In einem Bericht zur Artenvielfalt im Kleingarten bringt es der Bundesverband Deutscher Gartenfreunde e.V. schon 2003 tolerant auf den Punkt: „Soviel Kultur wie nötig, soviel Natur wie möglich“, und weiter: „Wer den Schmetterling bewundern will, muss auch dessen Raupen mögen!“ Dieses neue Image der Kleingärten wird auch als Chance angesehen, neue und engagierte Gärtner für die Vereine zu gewinnen. Zu den traditionellen Aufgaben der Kleingärten, nämlich Erholung, Selbstversorgung mit Obst und Gemüse sowie Stiftung von Gemeinschaft, gesellt sich das explizite neue Ziel, geeignete Biotope für Tier- und Pflanzenarten anzulegen; das Naturerlebnis rückt beim Gärtnern immer weiter in den Vordergrund.

Das kommt an: Vor allem in den Metropolen und Ballungsräumen ist Gärtnern aktuell en vogue. Allen voran zieht es junge Familien mit kleinen Kindern ins Grün, damit der



Alles im grünen Bereich – Frankfurter Kleingarten (Fotos: Julia Krohmer)



Gern gesehene Gäste: Hummeln, Bienen und viele weitere Bestäuber fühlen sich in den Kleingärten zuhause



Nachwuchs lernt, wo die Kartoffeln herkommen und die natürlichen Zusammenhänge der Natur spielerisch erfahren kann. Auch für Erwachsene ist es eine nützliche Erfahrung, zu erleben, wie schwierig es sein kann, dem Boden – stets im Wettlauf mit den Schnecken – familientaugliche Mengen an Erdbeeren abzurufen, in nassen Sommern den zügig verpilzenden Pflanzen essbare Tomaten abzutrotzen oder auch nur ein Zucchiniplänzchen rechtzeitig zu setzen, oft genug zu gießen und gegen die Schneckenarmada zu verteidigen. Das Obst- und Gemüsesortiment im Supermarkt betrachtet man anschließend garantiert mit anderen Augen. Wenn im Idealfall alles geklappt hat, ist oft gleich eine Flut der von den Pflanzen dankbar produzierten Zucchini gleichzeitig zu bewältigen – oder lässt sich gemeinschaftsstiftend gegen die Erzeugnisse anderer Gärtner eintauschen. Denn das Hobbygärtnerleben ist geprägt durch starke natürliche Ernteschwankungen, meist herrscht entweder Überfluss oder Knappheit.



Viele Tomaten,
kaum Brombeeren:
Da hilft nur
tauschen

Trotz des frischen Winds im Kleingärtnerwesen tun sich Neugärtner auch heute noch manchmal schwer mit den noch bestehenden zahlreichen Regeln, die im Bundeskleingartengesetz festgehalten sind, allen voran die sogenannte Drittel-Regelung:

Gartenflächen sollen

- mindestens ein Drittel Anbau gärtnerischer Erzeugnisse wie Salat, Gemüse, Kräuter, Obst,
- höchstens ein Drittel bauliche Nutzung wie Laube, Terrasse, Gewächshaus, Wege, Zäune,
- und höchstens ein Drittel Erholungsnutzung wie Rasen oder Zierpflanzen beinhalten. Dies ist eine der Bedingungen für das günstige Überlassen der Flächen an die Kleingärtnervereine durch die Städte und Gemeinden und wird regelmäßig überprüft. Vielen Neugärtnern geht es aber nicht um die Selbstversorgung, für sie überwiegt der Erholungs- und Freizeitwert ihrer Gärten. Um sie nicht zu vergrätzen, wird die Regel in den letzten Jahren oft etwas flexibler angewandt, solange das Flächenverhältnis für die ganze Anlage ungefähr stimmt.

Auch die Zukunft hält Herausforderung für das Modell Kleingarten bereit. Aufgrund der allgemeinen demographischen Entwicklung wird erwartet, dass es in den nächsten Jahrzehnten zunehmend zu Leerstand in den Kleingartenanlagen kommen wird. Vor allem in ländlichen Regionen und kleineren Städten haben Vereine schon heute Probleme, Parzellen zu vergeben, die bislang üblichen Wartelisten schrumpfen. Es ist zu befürchten, dass die Kommunen dadurch (noch) häufiger in Versuchung geraten, Kleingärten als Reserveflächen für städtebauliche Entwicklungen zu verwenden. Dabei ist die stadtoökologische Bedeutung der Kleingärten als Grünzonen und Frischluftschneisen sowie als Rückzugsorte für die biologische Vielfalt enorm. Denkbar ist jedoch auch, dass durch einen möglichen Rückgang der Kleingärten neue Gartenformen mehr Bedeutung erlangen, z.B. Nachbarschafts- und Gemeinschaftsgärten, interkulturelle Gärten oder Selbsterntegärten, sodass die grünen Oasen die Städte hoffentlich auch in den kommenden Jahrhunderten bereichern.

Zum Weiterlesen

BMRBS (Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau) (Hrsg.): Städtebauliche, ökologische und soziale Bedeutung des Kleingartenwesens. Bonn 1998.

Bundesverband Deutscher Gartenfreunde (BDG) e.V.: Artenvielfalt im Kleingarten – ein ökologischer Beitrag des Kleingartenwesens. Bundesverband Deutscher Gartenfreunde 2003.

Appel, Ilka / Grabe, Christina / Spithöver, Maria: Aktuelle Garteninitiativen. Kleingärten und neue Gärten in deutschen Großstädten, kassel university press GmbH. Kassel 2011.

Die Autorin

Dr. Julia Krohmer studierte Romanistik in Paris, Geoökologie in Bayreuth und promovierte 2004 an der Goethe-Universität Frankfurt. Nach einigen nichtwissenschaftlichen Jahren in Japan koordinierte sie zwei Jahre die Kampagne *Biodiversitätsregion Frankfurt/RheinMain* und ist seit 2009 im Bereich Wissenstransfer der Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung tätig. 2013 bis 2017 war sie Mitglied des Vorstandes der ernst-may-gesellschaft.



Freiraum Loheland

Von Elisabeth Mollenhauer-Klüber, M. A., Loheland

Etwa 100 Kilometer von den Grünanlagen des Neuen Frankfurt entfernt entwickelten die Pionierinnen der Frauensiedlung Loheland eigene Garten- und Landschaftskonzepte. Dabei war die Einbettung der Siedlung in die Kulturlandschaft der Rhön für das Körperbildungskonzept der Frauen ebenso wichtig wie die Suche nach nachhaltigen Bewirtschaftungsmethoden

Die Gründung der Schulsiedlung Loheland im Sommer 1919 kam überraschend. Als Hedwig von Rohden und Louise Langgaard Schloss Bieberstein mit ihren Schülerinnen im April 1919 verlassen mussten, war ihr seit 1912 stetig wachsendes Seminar für klassische Gymnastik wieder einmal ohne Domizil. Innerhalb weniger Tage entschlossen sich die beiden Leiterinnen dazu, nicht weiter nach einer Immobilie zu suchen – seit Jahren war dies erfolglos geblieben –, sondern ein unerschlossenes Grundstück zu erwerben und selbst zu bauen.

Die rund 45 ha große Fläche lag 12 km von Fulda entfernt am Herzberg bei Dirlos, bestand zur guten Hälfte aus Wald, etwa ein Drittel war Acker, der Rest Weideland. Käufer war der Träger des Seminars, der in Berlin ansässige Bund für klassische Gymnastik e.V., der seit 1912 mit seinem ganzheitlich-ästhetischen Bildungsverständnis Gymnastiklehrerinnen qualifizierte. Der Verein war der Zusammenschluss der seither von Langgaard und von Rohden ausgebildeten Lehrerinnen, allesamt junge Frauen aus dem städtischen, gebildeten Bürgertum. Eigentlich war es ein unmögliches Vorhaben: Finanzielle Ressourcen zum Bau einer Schule oder gar einer Schulsiedlung gab es nicht; der Betrieb des Seminars wurde ohne öffentliche Mittel finanziert; Rücklagen zu bilden war nicht möglich gewesen.

Die Zeit war knapp: Mit dem Beginn des neuen Semesters sollte der Schulbetrieb fortgeführt werden. Doch das Projekt gelang: Im September 1919 wurde der Unterricht wieder aufgenommen und der Aufbau der Loheland Schule für Körperbildung, Landbau und Handwerk, wie sich das Seminar nun nannte, schritt parallel dazu zügig voran.



Gartenarbeit in Loheland (Foto: Lichtbildwerkstatt Loheland, um 1930 © Loheland-Stiftung Archiv)

Die ersten Schritte zur Erschließung des Geländes im August 1919 sprechen dafür, dass die Frauen die Siedlung trotz der Dynamik und ohne einen am Reißbrett entstandenen Plan von Beginn an zielgerichtet anlegten – offenbar aus einem inneren Bild, einem Gespür für die angestrebten Qualitäten der Anlage heraus: Die ersten Häuser wurden jeweils an der äußersten Grundstücksgrenze errichtet – weit voneinander entfernt, auf der einen Seite mit Blick auf die Kuppenrhön, auf der anderen nahezu unzugänglich im Wald. Motive wie Weite und Offenheit, Stille und Verborgenheit klingen an. Übergänge und Wechsel, Zwischenräume und Wege gewinnen Bedeutung. Es sind land-



Dorothea Zimmermann mit Schülerinnen am Frühbeet (Foto: Lichtbildwerkstatt Loheland, um 1930 © Loheland-Stiftung Archiv)

schaftliche Qualitäten, wie sie der aufmerksame Beobachter bei Wanderungen erlebt. Ausgedehnte Tag- und Nachtwanderungen durch die Kulturlandschaft der Rhön hatten Langgaard und von Rohden schon zu der Zeit, als sie mit ihrer Schule zu Gast im Schloss Bieberstein waren, in das reguläre Unterrichtsprogramm des Seminars aufgenommen. „Feld, Wald, Wiesen, Wasser u. Ferne“ hätten sich für ihre Bildungsziele ebenso wichtig erwiesen wie die „Herbheit und Kargheit“ des Mittelgebirges, die Klarheit im Denken förderten. Das große Areal in Loheland nutzten sie so, dass das Potenzial der vorgefundenen Landschaft sich entfalten und im Schulalltag wirksam werden konnte.

Als weitere Erweiterung des Unterrichtsprogramms der Gymnastikschülerinnen fällt in die Zeit in Bieberstein die Aufnahme von Gartenarbeit. Sogar eine eigene Gartenabteilung entstand. In Loheland wurde diese Praxis beibehalten. Über die in der Kriegszeit bitter erfahrenen lebenspraktischen Aspekte des Gartenbaus hinaus sollte Gartenarbeit die in der Körperbildung angestrebten Lernschritte erleichtern und vertiefen. So formulieren Langgaard und von Rohden 1928 für die gymnastisch-ästhetische Schulung: „Das Wichtige beim Üben ist, beobachten zu können, was Raum ist, beobachten zu können, was Form ist — beobachten können, wie Form zu Form wechselt, wie Form stets wandelbar ist, wie aus einer Form andere entspringen und ein inneres Leben waltet zwischen zwei Formen und wie das Zeiterlebnis 'Bewegung' durchleuchtet in dem Moment, in dem eine Form die andere entlässt.“ Diese ästhetische Erfahrung wirke lösend auf die schöpferischen Fähigkeiten im Menschen, mit deren Hilfe er in seinem „Umma“ eigenverantwortlicher handeln könne. „Raum“ verstanden die beiden Gründerinnen dabei nicht als geometrischen, sondern als lebendigen



Sprung (Montage) (Foto: Lichtbildwerkstatt Loheland, um 1930 © Loheland-Stiftung Archiv)

Raum, in dem der Mensch dem Menschen, der Natur und allem, was existiert, begegnet und den er im Dialog gestaltet. Im Garten konnten die Schülerinnen den lebendigen Rhythmus von Wachsen und Vergehen sinnfällig miterleben. In der Gartenarbeit mussten sie diese Wandlungsbewegung – zumindest im ersten Ansatz – im Voraus empfinden, sehen lernen und sie in ihr Tun, in ihre Gestaltung integrieren.

Die Acker- und Weideflächen wurden ab Mitte der 1920er Jahre unter professioneller Leitung bewirtschaftet. Von 1927 an gehörte die Versuchsstelle Loheland zum Forschungsring der damals jungen biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise, die auf nachhaltige Fruchtbarkeit und vitale Lebensmittel zielt und heute mit dem Markennamen Demeter verbunden ist. Wie in den kunstgewerblichen Ateliers zeigt sich hier die Überzeugung der Gründerinnen, dass pädagogische Projekte sinnstiftend im konkreten Leben münden müssten und dieses wiederum in zeitgenössische Diskurse und Netzwerke eingebettet sein sollten.

Als der Gartenarchitekt Max Karl Schwarz, Mitglied im V.D.G. und im D.W.B., im November 1931 seine Planwerke für die Loheland Schule für Körperbildung, Landbau und Handwerk erstellte, stand Loheland auf dem Höhepunkt der Entwicklung der Zwischenkriegsjahre und galt schon lange als lebende Legende, wie die Historikerin Marion de Ras 1988 formuliert: „Eine Ganzheit von Natur, Kosmos und Individuum, eine ‚heilige Insel‘ neuer Weiblichkeit.“ Die im Archiv in Loheland erhaltenen Planentwürfe von Schwarz waren daher wohl kaum eine Auftragsarbeit der Loheländerinnen. Sie zeigen die vorgefundene Siedlung mit geringfügigen Erweiterungen. Nur Details zu den Gemüsebeeten auf der zusätzlich erworbenen Parzelle sind



Gartenarbeit in Loheland, die Gegenwart
(Fotos: Dagmar Zechel)

neu. Sie legen eher den Schluss nahe, dass Schwarz sie zu Studien- und Ausstellungszwecken erstellte, um an der Siedlungsanlage der Frauen beispielhaft sein gartengestalterisches Grundverständnis abzubilden. Vielleicht waren sie für eine ähnliche Kunstausstellung gedacht, wie sie im Jahr zuvor in Worpsswede gezeigt worden war. Neben Schwarz hatte sich dort der Gartenarchitekt Leberecht Migge, der in Worpsswede in Nachbarschaft zum Birkenhof von Schwarz lebte, mit Exponaten beteiligt. Schwarz hatte vor allem Gartenprojekte nach biologisch-dynamischer Wirtschaftsweise vorgestellt. Auf Nachfrage hierzu erläutert er in der Zeitschrift *Demeter*, er wolle den Garten nicht als erweiterten Hausgrundriss, sondern als lebendigen Organismus gestalten. „Der Garten wächst aus der gegebenen Lage heraus [...]. Aus der Landschaft und damit auch aus der Landwirtschaft ist der Garten geboren.“ Ein Garten mit funktionierenden Kreisläufen diene langfristig sowohl dem Menschen als auch der Natur, könne Keimzelle zukünftiger Kultur werden und Bildungsprozesse begünstigen.

Bis heute prägen die schon mit der ersten Bebauung und Gliederung aufscheinenden Qualitäten das Siedlungsbild Lohelands. Selbst auf die Beleuchtung der Wege verzichteten die Frauen bis in die jüngere Vergangenheit: Dunkelheit und Sternenhimmel sollten erfahrbar bleiben. So wirkt das Gelände von der Landstraße aus wenig verändert im Verhältnis zum Blick, den es 1919 geboten haben muss. Dabei wurden inzwischen mehr als 40 kleinere und größere Unterrichts-, Wirtschafts- und Wohngebäude im ursprünglich schon bewaldeten Teil des Geländes errichtet. Etwa die Hälfte entstand in der Bauphase zwischen den Weltkriegen, in der das Areal durch Zukauf auf 54 ha erweitert wurde. Die Siedlung steht seit 2015 unter Ensembleschutz, rund 20 Einzeldenkmale sind ausgewiesen. Das Gelände wird seit nunmehr 90 Jahren biologisch-dynamisch bewirtschaftet.

Die Loheland-Stiftung, die die Gründerinnengeneration 1971 mit dem gemeinschaftlich erarbeiteten materiellen und immateriellen Vermögen errichtete, ist bis heute ganzheitlich-ästhetisch bildend tätig. Waren es früher vor allem junge Frauen in der beruflichen Bildung, die die Stimmungen der Gesamtanlage mit ihren weiten Wegen, den Ausblicken, Übergängen und Zwischenräumen erlebten, so

sind es heute rund 600 Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in Schule und Kindergarten. Im Garten und in der Landwirtschaft sind die Schülerinnen und Schüler auch heute aktiv tätig, wie es als erfahrungsgestütztes Lernen in der Stiftungsverfassung und im Konzept des „Lebensraums Schule“ der Rudolf-Steiner-Schule Loheland verankert ist. Mensch und Natur, Innen- und Außenraum, werden in ihren Entwicklungsbedingungen als miteinander verwoben verstanden. Der Architekt und Stadtplaner Manuel Cuadra fasst dies in seinem Beitrag *Gartenreich Loheland 2016* so: „Letztendlich geht es darum nicht Form zu geben, sondern Form zu finden, gefundene Form zuzulassen: die Dinge so werden zu lassen, wie sie von sich aus werden wollen – um dadurch zu erkennen, was einen selbst bewegt und ausmacht, das eigene Sein, das Sein an sich.“

Zum Weiterlesen

Cuadra, Manuel: *Gartenreich Loheland*. In Landesamt für Denkmalpflege Hessen (Hrsg.): *Die Frauensiedlung Loheland und das Erbe der europäischen Lebensreform*. Darmstadt 2016, S. 9 – 20.

Mollenhauer-Klüber, Elisabeth: *Entwicklung Raum geben: Bauelemente Lohelands*. In: ebd., S. 51 – 60.

Zum Raumbegriff der Loheländerinnen vgl. Burchardt, Matthias: *Ein Schatz, den es zu heben gilt*. In: Buchholz, Kai/Mollenhauer-Klüber, Elisabeth/Theinert, Justus (Hrsg.): *Herausforderung ästhetische Bildung*. Bielefeld 2017, S. 33 – 49, hier S. 41ff.

Die Publikation zur diesjährigen Loheland-Fachtagung „Landschaftskultur und Kulturlandschaft – Beiträge zur ästhetischen Bildung“, die thematisch von den hier dargestellten Aspekten mit motiviert war, soll im Mai 2018 erscheinen.

Die Autorin

Elisabeth Mollenhauer-Klüber, M. A., baut seit gut zehn Jahren das Archiv der Loheland-Stiftung auf. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt auf der Geschichte der Frauenbildungsstätte in den Zwischenkriegsjahren.



Ministervisite im Musterhaus

Von C. Julius Reinsberg, M.A.

Im August besuchte Boris Rhein, der hessische Minister für Wissenschaft und Kunst, das Musterhaus und überbrachte persönlich Förderbescheide über 12.655 Euro



Führung in der Frankfurter Küche

Minister Boris Rhein übergibt
Peter Paul Schepp die Förderbescheide
(Fotos: Julius Reinsberg)

„Ernst May war eine Frankfurter Persönlichkeit, deren Schaffen Geschichte geschrieben hat. Die Mitglieder der ernst-may-gesellschaft pflegen dieses Erbe mit großem Elan und machen es den Bürgerinnen und Bürgern mit spannenden Vorträgen, Veranstaltungen und Führungen zugänglich – zum Beispiel mit der aktuellen Sonderausstellung und dem Projekt ‚Interaktiver Bildschirm‘, zwei Projekte, die wir gern unterstützen“, so lautete das Statement des hessischen Ministers für Wissenschaft und Kunst zur Förderung zweier Projekte der ernst-may-gesellschaft. Am 9. August machte sich Boris Rhein persönlich ein Bild von der Ausstellung und zeigte sich begeistert von Musterhaus und Römerstadt.

Zur Sonderführung hatte sich der geschäftsführende Vorstand, bestehend aus Peter Paul Schepp, Wolfgang Voigt und Julius Reinsberg, im mayhaus versammelt. Der gebürtige Frankfurter Rhein interessierte sich nicht nur für die durch das Ministerium geförderte Sonderausstellung. Schnell stellte sich heraus, dass er selbst in einer der Siedlungen des Neuen Frankfurt aufgewachsen ist. Besonders die Hausgärten und großzügigen Grünflächen zwischen

den Wohnzeilen der Römerstadt weckten beim Minister Kindheitserinnerungen.

Die Förderung des Ministeriums, deren Bewilligung Rhein dem Vorstand überreichte, stellt die finanzielle Grundlage für die Sonderausstellung *Adolf Meyer und Heinrich Helbing. Funktionsbauten des Neuen Frankfurt* dar, die in den letzten Monaten im Musterhaus zu sehen war. Sie widmete sich den zu Unrecht kaum beachteten Zweck- und Industriebauten des Neuen Frankfurt, darunter so spektakuläre Beispiele wie das Gaswerk Ost von Adolf Meyer oder das Prüfam 6 mit seiner legendären Betonkuppel. Der interaktive Bildschirm ist ein Projekt, an dem die ernst-may-gesellschaft schon seit längerer Zeit arbeitet. Ziel ist eine Medienstation, an der sich Besucher des Musterhauses digital durch die Geschichte des Neuen Frankfurt navigieren können. Auch für die Führungen von Schulklassen ergeben sich mit diesem Instrument ganz neue Möglichkeiten. Es wird 2018 im Musterhaus in Betrieb genommen. Die ernst-may-gesellschaft bedankt sich herzlich für die großzügige Förderung des Ministeriums!



mayfest 2017

Ein Sommerfest ohne Musik – liegt gefühlt jahrelang zurück. Aber auch Poetry Slam kann swingen. Jan Coenig hat alle überrascht bei diesem scheinbar unspektakulären 131. May-Geburtstag. Für den lebendigen VORTRAG über die Frankfurter Kunstschule haben wir Klaus Klemp gewinnen können: Da fühlen wir uns zu Hause. Und zu allem Glück kam noch die „Grie Soß“ dazu, vom Vorsitzenden selbst eingekauft und verfeinert – und allenthalben gelobt. Ade, Frankfurter Würstchen! (pps)



(Fotos: Peter Paul Schepp)



Fotoausstellung zum Neuen Frankfurt

Die Architekturgalerie am Weißenhof widmet sich derzeit dem Neuen Frankfurt. Die Sonderausstellung *Soziale Stadt im Bild* versammelt aktuelle Aufnahmen der Bauten des Neuen Frankfurt. Damit trifft das Neue Bauen in seine Frankfurter Variante auf die Stuttgarter Weißenhofsiedlung.

Die Fotografien stammen aus der Sammlung Matthias Matzaks, der sich seit 2008 der fotografischen Dokumentation des baulichen Erbes des Neuen Frankfurts widmet. 2014 erschien seine Arbeit erstmals gebündelt in Form eines Bildbandes, der eine Fotoausstellung im Deutschen Architekturmuseum flankierte. Sowohl dieser Buch als auch die 2013 von der ernst-may-gesellschaft herausgegebene Postkartenedition mit Aufnahmen Matzaks sind im mayshop erhältlich. Die Ausstellung in der Weißenhofgalerie ist noch bis zum 15. Oktober 2017 zu sehen. (jr)



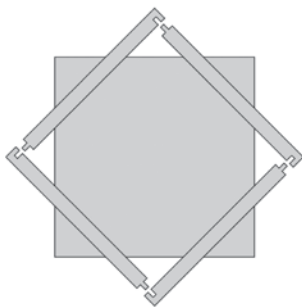
Vortragsreihe zu den Akteuren des Neuen Frankfurt

2016 erschien mit *Akteure des Neuen Frankfurt* ein Personenlexikon, das mittlerweile bereits als Standardwerk der Frankfurter Moderne gilt. Das von Evelyn Brockhoff herausgegebene Buch vereint Biographien der historischen Protagonisten, die für das Neue Frankfurt verantwortlich zeichneten und beschränkt sich dabei nicht auf Architektur und Städtebau. Auch Vertreter aus Politik, Kunst und Kultur finden Berücksichtigung und werden entsprechend ihrer Bedeutung für das umfassende Projekt gewürdigt.

Nun veranstaltet das Institut für Stadtgeschichte in Kooperation mit der Martin-Elsaesser-Stiftung und der ernst-may-gesellschaft eine vertiefende Vortragsreihe. Verschiedene Autorinnen und Autoren des Lexikons eröffnen dabei neue Perspektiven auf das Neue Frankfurt und geben Einblick in ihre Forschungsergebnisse. Den Auftakt bildet der Vortrag *Begriff und Rezeption: Fragen an und um das neue Frankfurt* von Dr. Jörg Schilling am 23. Oktober 2017. Mitglieder der ernst-may-gesellschaft haben bei Vorlage ihres Ausweises freien Eintritt. (jr)

BIRGIT ZOEPF

SCHREINEREI BIRGIT ZOEPF



SCHREINEREI

HANDWERKSMEISTERIN IN DER DENKMALPFLEGE
AUSGEZEICHNET MIT DER GOLDMEDAILLE FÜR
HERAUSRAGENDE LEISTUNGEN IN DER DENKMALPFLEGE
IN EUROPA

BUERGERMEISTER-DR.-NEBEL-STRASSE 1b
97816 LOHR AM MAIN
TELEFON 09352 6746
FAX 09352 7878
EMAIL birgit.zoepf@schreinerei-zoepf.de

moderneREGIONAL

Online-Magazin für Kulturlandschaften der Nachkriegsmoderne

täglich frische Meldungen
alle 2 Wochen ein Newsletter
alle 3 Monate ein Themenheft
immer kostenfrei und unabhängig

www.moderne-regional.de

impresum

herausgeber

ernst-may-gesellschaft e.v.
im burgfeld 136, 60439 frankfurt am main
telefon +49 (0)69 15343883
post@ernst-may-gesellschaft.de
www.ernst-may-gesellschaft.de

redaktion

c. julius reinsberg (jr) V.i.S.d.P.
dr. peter paul schepp (pps)

autoren dieser ausgabe

prof. dr. gert gröning, prof. dr.-ing. grit hot-
tenträger, stadtrat mike josef, dr. julia
krohmer, dr. christoph mohr, elisabeth
mollenhauer-klüber, dr. claudia quiring, dr.
jörg schilling, annika sellmann,
dr. sophie von schwerin, dr. hartwig stein,
dipl.-ing. gilbert töteberg, jutta zwilling.

layout: ulrike wagner

lektorat: dr. klaus strzyz

druck: reproplan, schmidtstraße 12,
60326 frankfurt am main

die in einzelnen namentlich gekennzeich-
neten beiträgen geäußerten wertungen
und positionen spiegeln nicht unbedingt die
meinung der redaktion wider. alle rechte an
texten und bildern liegen bei der ernst-may-
gesellschaft und den autorInnen.

ernst-may-gesellschaft e.V.

vorstand

dr. peter paul schepp (vorsitzender)
c. julius reinsberg
(stellvertreter und schatzmeister)
dr.-ing. habil. wolfgang voigt (stellvertreter)
dr. christoph mohr
dr. klaus strzyz
dr. christos-n. vittoratos

wissenschaftlicher beirat

prof. dw dreysse
dr. thomas flierl
dr. eckhard herrel
dipl.-ing. heike kaiser
dr. christoph mohr
dr. claudia quiring

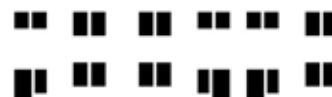
kuratorium

dr. evelyn brockhoff
prof. roland burgard
prof. dr. christian freigang
prof. dr. h.c. hilmar hoffmann
prof. luise king
dr. gerd kuhn
dr.-ing. habil. wolfgang voigt
prof. dr. martin wentz

schirmherrschaft

peter feldmann, oberbürgermeister
der stadt frankfurt am main

ISSN: 2367-3141



ernst-may-gesellschaft e.v.

Wir gestalten Lebensräume ...



UNTERNEHMENSGRUPPE
NASSAUISCHE HEIMSTÄTTE
WOHNSTADT

... als Wohnungsunternehmen

mit rund 60.000 Mietwohnungen an 140
Standorten in Hessen

... als Entwicklungsunternehmen

für Kommunen und Unternehmen
in Hessen und darüber hinaus



Unternehmensgruppe Nassauische Heimstätte / Wohnstadt

Jens Duffner · Pressesprecher · Schaumainkai 47 · 60596 Frankfurt am Main
Tel. 069 6069-1321 · Fax 069 6069-51321 · jens.duffner@naheimst.de

www.naheimst.de · www.wohnen-in-der-mitte.de



»» Ideen für die Zukunft

Innovative Stadt- und Projektentwicklung

Mit aktuell rund 160 Projekten an 155
Standorten zählt die NH ProjektStadt zu
den aktivsten Dienstleistern in Hessen.

Wir bieten Kernkompetenzen für Kommunen:

- »» Stadtentwicklung
- »» Projektentwicklung
- »» Consulting

NH | ProjektStadt



NH | ProjektStadt

EINE MARKE DER UNTERNEHMENSGRUPPE
NASSAUISCHE HEIMSTÄTTE | WOHNSTADT

www.nh-projektstadt.de